

prisma

HSG-Studentenmagazin

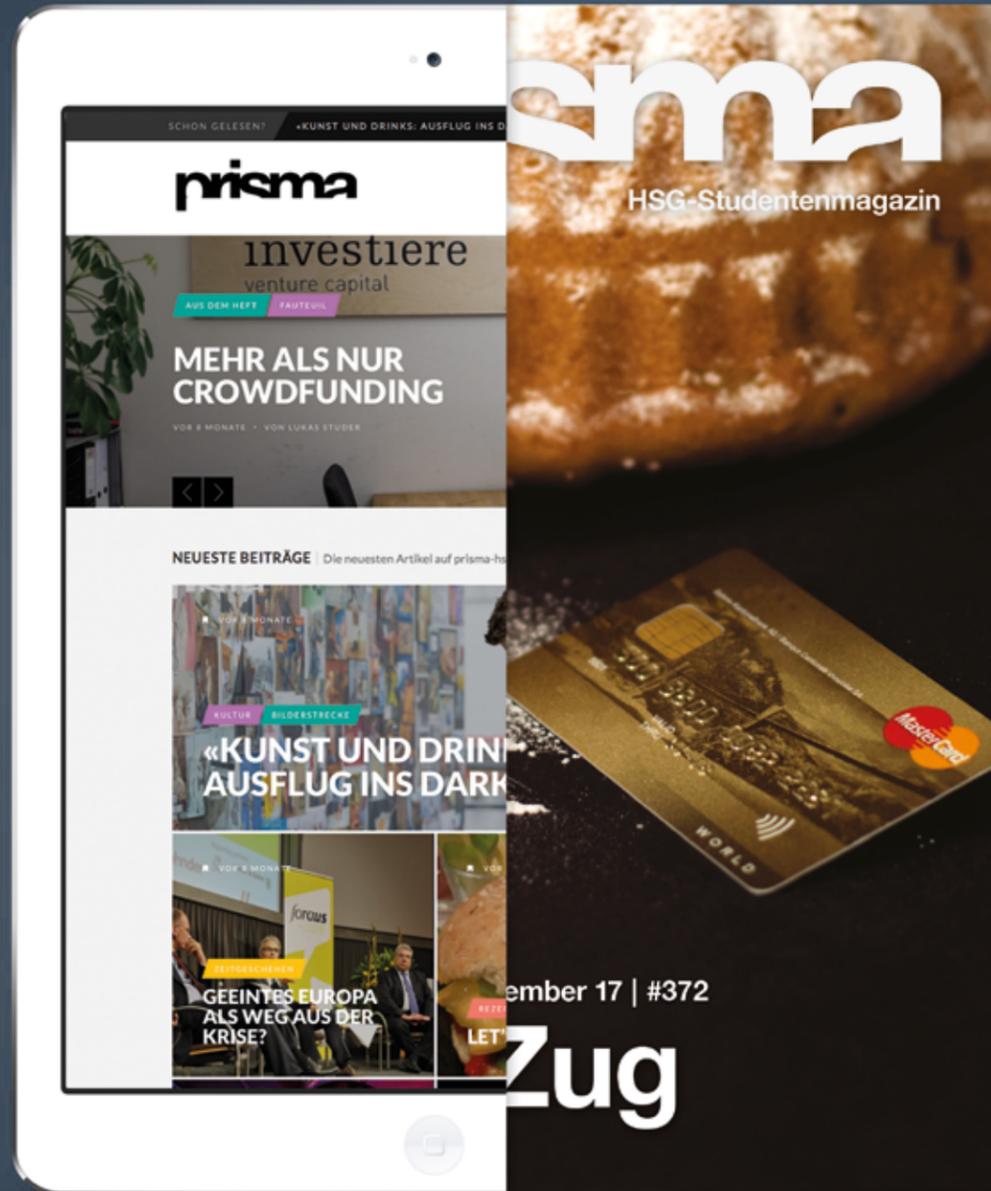


November 17 | #372

Zug

INFORMIERT DURCHS STUDIUM MIT DEM

HSG-STUDENTENMAGAZIN



DIGITAL AUCH DEN SOMMER ÜBER
GEDRUCKTE AUSGABE DREIMAL PRO SEMESTER
WWW.PRISMA-HSG.CH AUF DEM CAMPUS

echt. studentisch.

Editorial



Meine lieben Leserinnen und Leser

Mit «Zug» verbinden wir alle mehr als nur etwas. Lokführer – der Traumberuf jedes vorpubertären Burschen; Inter-rail – die neue, aber verblüffend populäre Art Europa unsicher zu machen; Züge im Stossverkehr – der Inbegriff des Ekel erregenden Dichtestresses; die (ein paar wenige Sekunden umfassenden) Verspätungen der SBB – ein endloses Smalltalk-Thema, das wir viel zu wenig zu schätzen wissen. Und ja, auch das Thema Drogen kann problemfrei unter dem Begriff «Zug» subsumiert werden. Das stellt auch unser wahnsinnig süßes Titelbild handfest unter Beweis. Ruhig Blut, ihr Pseudo-Suchtbeauftragten da draussen: Das «gugelhopfige» Cover-Model ist cleaner als ein jeder Operationssaal es ist – dafür legt mein «Grosi» ihre Leckereien-erschaffende Hand ins Feuer.

Allen Assessies und BWL-Studien-genossen, die sich inständig weigern, auf den SGMM-Zug aufzuspringen, lege ich die Augen öffnende Lektüre der Streitschrift von Jonas Streule wärmstens ans Herz. Mit der richtigen Einstellung führt ihr das SGMM auf

eurem Profil schon bald als eure Lieblingslektüre schlechthin auf. Maximilian Günnewig-Mönert hat sich in die St. Galler Drogenszene gewagt – eine äusserst bewegende Reportage ist dabei entstanden. Und für alle Sportfaulen unter euch: Das Interview mit der Mountainbike-Weltmeisterin Jolanda Neff stellt ein für alle Mal klar, dass man Sport durchaus auch als Erholungs- und nicht etwa Leidenszeit betrachten kann. Euer Zug zur «six-packigen» Bikini-Figur ist demnach noch lange nicht abgefahren.

Wir sind uns mehr als nur sicher, dass ihr mit der Lektüre des prisma auf alles andere als den falschen Zug aufgesprungen seid. In diesem Sinne: Eine packende Weiterfahrt im prisma-Zug!

A handwritten signature in black ink, which appears to read 'Fabian Kleeb'.

Euer Chefredaktor
Fabian Kleeb

12 Mein Studium ist abgefahren



28 Katalonien – Auszug aus Spanien?



33 Jolanda Neff, die studentische Mountainbike-Weltmeisterin



Campus

- 06 Die HSG kennt kein Alter
- 08 Neue Lernplattform
- 09 SGMM-Streitschrift
- 10 Filmpreis für die HSG
- 11 WG-Kolumne
- 12 Ist dein Zug abgefahren?
- 13 Achtung, fertig, Schwiizerdütsch
- 14 Ein Esel als Start-up-Förderung

Thema

- 17 Der «saint»-gallische Wetterfluch
- 18 St. Galler Drogenszene
- 20 Von Zug zu Zug zum Lungenzug
- 23 Zugfahrt ins Ungewisse
- 26 Crypto Valley Zug
- 28 Aufstand in Katalonien

Menschen

- 30 Prof. Dr. Rolf Wüstenhagen privat
- 33 Interview mit Jolanda Neff
- 36 Die Umfrage

SHSG

- 38 Co-Working space
- 40 SHSG Goes North
- 41 Alumni stellen sich vor

Kompakt

- 42 Gewinnspiel
- 43 prisma empfiehlt
- 44 Dinge, für die man...
- 46 Zuckerbrot und Peitsche
- 47 Gerücht

Die HSG kennt kein Alter

Es ist nie zu spät, etwas Neues zu lernen. Unter den heranwachsenden Jünglingen der Universität St. Gallen verstecken sich auch einige ältere Studierende. Die etwas reiferen Kommilitonen Thomas Meyer und Daniel Messmer offenbaren uns ihre Beweggründe und Motive.

Haben Sie bereits etwas studiert oder haben Sie bisher gearbeitet?

Thomas: Ich habe als Dipl. El.-Ing. FH in den Fachrichtungen Informatik, Computertechnik, Elektronik und Energietechnik abgeschlossen und an der HSG den Executive-MBA HSG absolviert.

Daniel: Vor der Einschreibung an der HSG arbeitete ich einige Jahre. Dazwischen habe ich im Abstand von ein paar Jahren zuerst die Berufsmatura nachgeholt und dann die Passerelle gemacht.

Was haben Sie vorher studiert oder gearbeitet?

Thomas: Beruflich bin ich seit vielen Jahren im Senior Management tätig, wobei ich bisher mehrheitlich im Ausland tätig war. Bis vor kurzem als Mitglied der Geschäftsleitung und des Verwaltungsrates in einem grossen, weltweit tätigen Konzern mit Gewinn- und Verlust-Verantwortung von 450 Millionen Franken. Dort war ich auch der Präsident einer Stiftung.

Ich zähle zu meinen beruflichen Highlights unter anderem den Aufbau einer neuen Business Unit in den USA, welche heute dem Unternehmen rund 500 Millionen Franken Umsatz pro Jahr beisteuert. Ein weiteres interessantes Projekt war der Aufbau einer neuen Business Unit in Europa für Grossprojekte. Beide Aufbauprojekte waren in der Energiebranche für die Technologie-Konzerne Siemens und Landis + Gyr.

Sehr spannend war auch das grosse Reorganisationsprojekt, welches ich auf Stufe Konzern-Geschäftsleitung bei einem anderen Unternehmen durchgeführt habe.

Mit dem Ziel der Kostenoptimierung haben wir beim Konzern mit rund 20 Firmen alle Prozesse und technischen Tools harmonisiert, alle Firmen vernetzt und alles organisatorisch zentralisiert.

Nebst dem Studium bin ich auch der CEO und VRP einer Firma, welche auf Investments (Private Equity) und Unternehmensberatungen spezialisiert ist.

Daniel: Ursprünglich absolvierte ich eine kaufmännische Ausbildung in einem Industriebetrieb in St. Gallen. Später arbeitete ich in verschiedenen Branchen, unter anderem bei zwei Banken, öffentlichen Verwaltungen, einer Krankenversicherung und im Kantonsspital St. Gallen.

Wie sieht Ihre familiäre Situation aus?

Thomas: Ich bin glücklich verheiratet mit Madeleine. Seit rund 20 Jahren leben wir nun zusammen. Davon auch vier Jahre in den USA, als ich dort für Siemens tätig war.

Daniel: Ich bin alleinstehend und wohne in Wittenbach. Die kurze Pendeldistanz vom Wohnort zu der Uni ist ein grosser Vorteil für mich.

Was hat Sie zu dazu bewegt, nochmals / neu zu studieren?

Thomas: Ich studiere an der HSG Rechtswissenschaften. Nebst Management-Themen und dem Engineering interessierte mich dieses Thema schon immer stark. Ich habe bereits die Rechtsabteilung in einem Konzern geleitet und auch sonst war ich in meiner beruflichen Karriere sehr viel mit Rechtsfragen konfrontiert. So habe ich in diversen Sprachen und Staaten sehr komplexe Verträge

verhandelt und erstellt, Unternehmen aufgebaut, M&A's mitbegleitet, und so weiter. Nun nehme ich mir die Zeit, diesen dritten Themenbereich auf hohem Niveau zu vertiefen.

Daniel: Es bestand bei mir immer das Interesse an einer beruflichen Weiterentwicklung. Das Interesse an juristischen Fragen entstand bei den verschiedenen Arbeitseinsätzen, unter anderem im Asyl-Erstempfangs-Zentrum in Kreuzlingen. So fiel die Entscheidung letztlich für die Juristerei.

Weshalb haben Sie sich für die HSG entschieden? Gibt es einen bestimmten Grund?

Thomas: Ich bin in St. Gallen aufgewachsen, habe in dieser Region ein paar Jahre gearbeitet und meine Eltern leben immer noch hier. Ich fühle mich daher mit St. Gallen und der HSG eng verbunden. Diese genießt einen sehr guten Ruf und ich bin stolz, Teil dieser Community zu sein.

Daniel: Den einfachsten und am wenigsten kreativen Grund: Die geografische Nähe. So kann ich den bisherigen Wohnsitz behalten.

Sie sind ja nun doch etwas älter als der Rest der Studierenden, fühlen Sie sich integriert und akzeptiert?

Thomas: Der Altersunterschied ist nicht die primäre Frage. Aufgrund meines Werdegangs sind die Interessen aber meist unterschiedlich. Viele der Studierenden kennen sich noch vom Gymnasium oder vom Assessmentjahr. Dieses Netzwerk fehlt mir natürlich. Trotzdem fühle ich mich wohl und akzeptiert. Auch die Zusammenarbeit bei Gruppenthemen ist sehr angenehm.



Thomas Meyer. (zvg)



Daniel Messmer.

Daniel: Ja. Ich war bereits in der Passerelle der Älteste in der Klasse. Es gibt in jeder Veranstaltung immer eine älteste und eine jüngste Person im Raum.

Haben Sie bestimmte Massnahmen getroffen, um den sozialen Anschluss zu finden? Wenn ja, welche?

Thomas: Ich bin Mitglied der HSG Alumni, von ELSA und beim HSG Investment Club. Diese Netzwerke sind sicherlich eine geeignete Plattform dafür.

Daniel: Ich bin Mitglied bei ELSA. Bei den verschiedenen Vereinsnähen hatte ich Gelegenheit, Leute aus der gleichen Studienrichtung kennen zu lernen.

Denken Sie, dass das Alter im Studium eine grosse Rolle spielt?

Thomas: Das Bestehen des Studiums hängt grundsätzlich vom erfolgreichen Absolvieren der Prüfungen ab. Lebenserfahrung kann man – bei der Art, wie die meisten Prüfungen im Rechtsstudium gestaltet sind – kaum gewinnbringend einbringen. Das Verinnerlichen der Gesetzesbücher, das Verstehen der Zusammenhänge und die richtige Anwendung derselben ist weitgehend eine Frage des Fleisses. Ich bin es gewohnt, sehr systematisch und diszipliniert an Dinge heranzugehen und ich habe extreme Ausdauer. Man hört oft, mit dem Alter wird das Lernen schwieriger. Ich kann das für mich nicht bestätigen. Ich bin noch immer extrem aufnahmefähig und ausdauernd.

Daniel: Nein, ausser wenn man sich das Studium selber unnötig schwer macht und das Alter als Nachteil ansieht.

Haben Sie eine lustige Anekdote, die Sie gerne mit uns teilen würden, die Ihnen bis jetzt im Studium unterlaufen ist?

Thomas: In der Tat halten mich Studenten anfänglich oft für einen der Dozenten und sprechen mich beim ersten Kennenlernen in den Kursen mit «Sie» an. Das kläre ich dann aber jeweils rasch.

Daniel: In der ersten Englischstunde hielt mich tatsächlich eine Kollegin zuerst für den Dozenten, als ich den Raum betrat. Zu einer ähnlichen Einschätzung kam offenbar auch der Kellner, welcher nach einem gemeinsamen Abendessen der ELSA in einem Restaurant die gesamte Rechnung vor mir auf den Tisch legte. Er erwartete offenbar, dass der Älteste in der Runde alles bezahlt oder zumindest das Inkasso übernimmt. Die Vereinspräsidentin hat diesen Job dann aber mindestens gleich gut gemacht wie ich.

Text

Jana Pensa, Johanna Bengtson

Bild

Fiorella Linder

Aus Alt mach Neu

Die Studynet-Lernplattform von Fronter ist in die Jahre gekommen. Deshalb will die Uni sie durch eine interaktive Plattform inklusive App ersetzen. Ein Einblick in die Testphase.

Die bald zehnjährige Lernplattform Studynet kann mit den digitalen Gewohnheiten der Studierenden nicht mehr Schritt halten», meint Felix Seyfarth, Senior Fellow Digital Learning. Eine interaktivere Lernplattform soll Teamarbeit einfacher gestalten und auch von mobilen Geräten zugänglich sein, erzählt Seyfarth. Das Programm Office 365, von dem die Studierenden heute bereits ihre Mails abrufen und Dokumente bearbeiten, soll dabei voll integriert werden. Ausserdem sind ein Chat, Videokonferenzen, ein integrierter Kalender sowie eine App zur Lernplattform geplant. Das Lizenzieren einer solchen Plattform wird die Universität St.Gallen nicht mehr als circa 10 Franken pro User im Jahr kosten, berichtet Seyfarth. Die genaue Zahl ist abhängig von der Software, die am Schluss gekauft wird.

Eine Variante für eine neue Lernplattform ist «Itslearning». In der momentanen Testphase wird sie in rund

20 Kursen eingesetzt, kommt weltweit aber bereits auf über vier Millionen Nutzer. Die HSG muss als öffentliche Institution auf ihre Kosten achten. Laut Seyfarth sind jedoch nicht nur die Kosten für die Lizenzierung, sondern auch jene für den laufenden Betrieb und die Weiterentwicklung zu berücksichtigen. Für das Upgrade kommen nur Lernplattformen in Frage, die mit den schweizerischen Datenschutzbestimmungen konform sind. Ausserdem ist Fronter – die Software, auf der Studynet beruht – vor zwei Jahren an eine andere Firma verkauft worden.

Durchzogenes Feedback

Die studentischen Test-User sind sich über die Vorteile der neuen Lernplattform uneinig. Einige loben den Aufbau der Seite und die Anzeige von Aktualitäten. Andere bemängeln sie sei zu vollgepackt mit teilweise unnötigen Inhalten. «Itslearning» wirke et was wie eine «Facebook-Plattform», meint ein Student.

Obwohl die Studierenden kaum Einführungen in die Lernplattformen bekommen haben, wird dies nicht bemängelt. Sie scheint für die meisten Studierenden so «intuitiv» bedienbar zu sein, wie sie Seyfarth beschreibt. Die Umstellung fällt den meisten Studierenden indes nicht leicht. Sie haben sich mit dem aktuellen Studynet abgefunden und hätten kein Problem damit, die alte Lernplattform weiter zu nutzen. Bei der Überzeugung der Studierenden besteht folglich noch Luft nach oben.

Die Dozierenden, welche sich bereiterklärt haben, die Lernplattform in einem ihrer Kurse zu testen, zeichnen ein positives Bild derselben. «Eine Steigerung im Oberflächendesign und in der Nutzerfreundlichkeit», haben die Wirtschaftspädagogen Bernadette Dilger und Tobias Jenert festgestellt. Kurse müssten aber zur sinnvolleren Nutzung der neuen Lernplattform neugestaltet werden, ergänzen die Didaktik-Experten. Sowohl die Dozierenden als auch das Teaching Innovation Lab legen sich nicht fest, ob «Itslearning» oder ein anderes System eingeführt werden soll. Laut Seyfarth gebe es keine «beste» Lösung, sondern nur eine, die am besten zur Strategie der HSG in der Lehre passt. Und diese gilt es zu finden. Die Dozierenden wünschen sich einen «kriterienorientierten Vergleich» in der Auswahl des kommenden Learning Management Systems.

Ab dem Frühjahrssemester 2018 sollen noch mehr Kurse «Itslearning» einsetzen. Wenn alles glatt läuft, wird ab dem Herbstsemester 2018 ein neues Studynet ins Leben gerufen.

Text
Laura Rufer



Unser «Kampf»

Dies ist eine Kampfschrift. Eine Kampfschrift für unser aller Alma Mater. Möge die Schlacht um den Assessment-Jahrgang 2017 zugunsten des St. Galler Management-Modells und so zugunsten der Zukunft der HSG ausgehen.

Allen Studierenden dieser Universität ist das angesprochene Grundlagenwerk der Künste des Managements bekannt. Es geniesst auch weit weg vom schönen Rosenberg das Ansehen namhafter Denker. Wegweisende Ideen und Konzepte; neue Instrumente zur Gestaltung von Organisationen. Wären wir noch im Mittelalter, würde es wohl von Bardens besungen werden. Oder doch nicht? Würde es eher bekämpft und abgelehnt werden?

Fern der Realität!

Auch in der Gegenwart gehen die Meinungen deutlich auseinander. Die wohl schärfsten Kritiker sind mit Sicherheit jeweils jene, die sich gezwungenermassen mit dem SGMM auseinandersetzen müssen, da es fester Bestandteil des Assessmentjahres ist und dementsprechend fleissig auch geprüft wird. Es ist wohl wahr; viele halten es für unsinnig und wirr, unverständlich oder mindestens teilweise zu fern der Realität. Das hat ein Modell so an sich. Betreffende Personen haben wohl eine Karteikarte in ihrem Ärger nicht gelesen: Ein Modell ist eine Vereinfachung der Wirklichkeit. Diese Kritik könnte also falscher nicht sein.

Wörter erfinden?

«Die Sprache im SGMM ist ja sowieso unverständlich», ist ein gängiges Klischee. Lange Sätze oder sogar erfundene Worte? Ja, es ist definitiv kein Kinderbuch, soweit kann ich zustimmen. Wer sich über die «erfunden Worte» aufregt, und jene sind zahlreich, hat das Ganze von Grund auf nicht verstanden. Meistens handelt es sich dabei lediglich um eingedeutschte Wörter. Was soll man denn

sonst tun? Wollt ihr lieber «enact» statt «verfertigen» verwenden? Es flyen anyway schon way too many Anglizismen über den Campus.

Wörter erfinden!

Wenn man dennoch sagt, die Worte seien erfunden – und diese Meinung könnte man teilen – muss man eher vor diesen Kreationen vor Ehrfurcht erstarren, als in einer Überheblichkeit über diese und ihre Schöpfer zu lachen und sie mit «Unsinn» abzustrafen. Diese neuen Worte sind die kommunikative Speer-



spitze der Eroberung neuer geistiger Länder. Sollen wir denn neue Dinge mit alten Worten beschreiben? Das hat früher vielleicht noch geklappt, als es sich nur um neue Objekte gehandelt hat, die man auch mit anderen Sinnen wahrnehmen konnte, als nur mit dem Geist, dem Gehirn, der kognitiven Kraft (hier sollte ich nun auch ein Wort erfinden: Wird nachgeliefert). Entwickelt sich unsere Sprache nicht weiter durch neue Worte, entwickelt sie sich zurück. Denn wir vergessen sie. Das ist Fakt. Sie sind nicht alt oder nicht mehr zeitgemäss, wir sind einfach entweder zu faul oder zu dumm. Erfänden wir keine neuen Worte, würde unsere Geisteswelt und Gedankenraum verkümmern. «1984» schon gelesen?

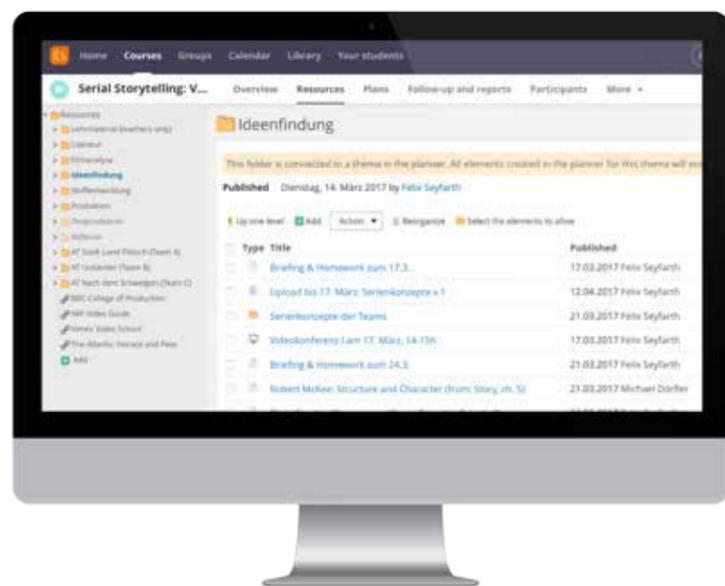
Warum aber an einer Management-Schule?

Durch das kollektive Lernen des SGMM können wir arbeitsteilig darüber nachdenken und uns darüber austauschen. Einfacher (aber unpräzise ausgedrückt): Wir reden dank des SGMM nicht aneinander vorbei. Das SGMM ist ein neuer kommunikativer Instrumentenkasten zur Lösung der neuen Problemstellungen unserer Zeit (Expertengesellschaft, Wissensverteilung, etc.). Darin finden wir Tools, wie den neuen Schraubenzieher, um die neuen Schrauben anzuziehen, oder jemandem mitzuteilen, dass man einem diesen doch bitte reichen solle. Solche kommunikativen Instrumentenkästen kennt eigentlich jeder von uns, auch ohne das SGMM. Jeder. Das Tragische: Wir anerkennen diese meist, ohne sie als solche zu erkennen.

Zugegeben, diese Kästen wurden nicht wirklich als solche gebaut. Es sind Fantasiewelten und eher Kommunikationsräume als ein Set von Werkzeugen. Sage ich zu einer Person, die mir lieb ist: «I see you» oder «Ich sehe dich», versteht jene Person, welche den Film Avatar verinnerlicht hat, etwas komplett anders, als jene, welche dieses Wissen über diese Fantasiewelt oder diesen Kommunikationsraum mit eigenen Wortkreationen nicht teilt. Letztere würde wohl eher mit: «Sauf noch mehr» antworten. Ersterer würde die tiefste Form von Vertrautheit verstehen, die man ihr damit gestanden hat.

Wer diese Kritik nicht annehmen kann, versteht sie nicht. Oder ich liege falsch. Die Schlacht ist geschlagen: Liebe Assessies und Weiterer, versteht endlich das SGMM!

Text
Jonas Streule



Bereit für den roten Teppich

Fünf Master-Studenten holten sich am Schweizer Kurzfilmfestival für Studierende in Fribourg den Preis für den «Best Content». Sie gewannen damit gegen zahlreiche Filmschulen – was nicht jedem im Publikum gefiel.

Es gibt viele HSG-Studierende, deren erklärtes Ziel es ist, in einem Beratungsunternehmen oder einer Bank ihr grosses Geld zu verdienen – und ein breites Lehrangebot, das dieses Bedürfnis nach Wohlstand perfekt bedient. Seit Jahrzehnten bildet die Universität St. Gallen Studierende in Wirtschafts- und Rechtsfächern aus, einen Master in Philosophie oder Astronomie wird nicht angeboten. Da macht es Sinn, dass die Wahrscheinlichkeit grösser ist, einen HSG-Abgänger als CEO im Bankwesen statt als Abenteurer im Weltall vorzufinden. Doch dass die HSG abwechslungsreich und mehr als ihr Klischee ist, wurde einmal mehr von fünf MOK-Studierenden bewiesen. Sie haben im Frühlingsemester

2017 den Kontextkurs «Visual Storytelling: Von der Idee zum fertigen Kurzfilm» besucht und ein fünfminütiges Werk konzipiert, produziert und schliesslich als Film-Festivalbeitrag eingereicht – und sich damit gegen zahlreiche Studierende von Filmschulen durchgesetzt.

Kunterbuntes Filmteam

Das fünfköpfige Filmteam bestehend aus Aline Weber, Anna Szymor, Baris Erdal, Fabian Markun und Violeta Torres weist nicht nur in deren Filmerfahrungen grosse Unterschiede auf. So begann ihre akademische Karriere von Filmwissenschaft, Publizistik, Psychologie, Spanisch bis hin zu Islamwissenschaft mit einer ganzen Bandbreite von verschiedenen Bachelor-Ab-

schlüssen. «Ja, wir sind eine bunte Truppe», meint Anna im Gespräch, «dies zeigte sich auch während der Produktionsarbeiten.»

Zu Beginn des Semesters malten sich alle ein komplett anderes Bild aus, wie der Kurzfilm am Ende aussehen sollte. Vom Kurs vorgegeben war lediglich das Thema «am Rand». Wie sie dies umsetzten, zum Beispiel auch, ob der Film fiktionaler oder dokumentarischer Natur sein sollte, war den Gruppen selbst überlassen. Nach mehrwöchigem Brainstorming und der Hilfe der Dozenten Felix Seyfarth und Marius Born stand das Drehbuch ihres Films «The Caretaker» endlich: Constantin, ein verzweifelter Assessment-Student, wird während der Lernphase vom Hauswart Peter auf die Prüfungen vorbereitet, der sich nach etlichen Jahren im Hausdienst der HSG quasi im 42. Semester befindet.

Die Arbeitsphase vom Drehbuch zum fertigen Film gestaltete sich ähnlich wie bei einer gewöhnlichen Gruppenarbeit. Alle Mitglieder übernahmen festgelegte Aufgaben, die bis zum Drehtag erledigt werden mussten, wobei alle in jedem Bereich ein wenig mitwirkten. «Dies ist bei professionellen Filmsets ein wenig anders,» erklärt Baris, der die Kameraführung während den Dreharbeiten übernahm. «Die Arbeit in der Filmindustrie ist normalerweise von einer strikten Hierarchie geprägt. Während den Drehtagen sind wir unseren Rollen schon treu geblieben, aber die passende Musik haben wir beispielsweise alle gemeinsam gesucht.» Rückblickend realisierte das Filmteam, dass während den teils stressigen Drehtagen das Glück sicherlich auch auf ihrer Seite war: Strahlend schönes Wetter begleitete die Filmcrew während

der beiden Drehtagen, die Schauspieler Levi Rusterholz und Hans Gysi harmonierten gut miteinander – selbst die alte Latzhose, die kurz vor dem Dreh in einem Keller gefunden wurde, passte dem Hauswart wie die Faust aufs Auge.

Pfiffe gegen die Universität

Dass ihr Kurzfilm tatsächlich ins Programm eines Festivals aufgenommen, geschweige denn gewinnen würde, damit hatte niemand gerechnet: «Wir wollten uns in Fribourg einfach einen schönen Abend machen und das Festival geniessen, als plötzlich unsere Namen aufgerufen wurden.» Dies sei ein sehr besonderer Moment gewesen, da die anderen Kurzfilme aus Projekten von anerkannten Filmschulen stammten. Doch als bei der Preisübergabe bekannt gegeben wurde, dass der Gewinnerfilm von HSGlern produziert wurde, ertönten Pfiffe aus dem Publi-

kum. Dies schien das Filmteam der Universität St. Gallen allerdings nicht allzu sehr beeindruckt zu haben – sie beschäftigten sich an diesem Abend mehr mit der sicheren Aufbewahrung ihrer Trophäe, die zwei Mal fast zu Bruch gegangen ist. Trotzdem kann an dieser Stelle auch einmal das Bild der toleranten Kunstschaaffenden in Frage gestellt werden.

Bald ein HSG-Kurzfilmfestival?

Seit ihrem Erfolg in Fribourg durfte das Filmteam die Verantwortung für einige Videoprojekte der Universität übernehmen. Vor allem Baris kann sich gut vorstellen, in der Zukunft im Filmbereich tätig zu sein. Auch für Violeta ist klar: «Ich will nicht mein Leben lang in einem stieren Büro sitzen.» Doch vorerst würden Anna und Baris gerne als Präsidenten des Kino-Vereins ein Kurzfilmfestival auf die Beine stellen, um den vielen Filmen, die an der Universität im Rahmen des

Kontextstudiums entstehen, eine Plattform bieten zu können.

Auch Felix Seyfarth, Dozent und Leiter des Media Labs, ist der Meinung, dass HSG-Studierende durchaus das Potenzial dazu besitzen, auch im künstlerischen Bereich erfolgreich zu sein: «Die Qualität der Filme, die im Kontextstudium kreierte werden, verbessert sich von Jahr zu Jahr ziemlich drastisch. Die Universität bildet zwar keine Regisseure aus, aber sie kann den Studierenden durchaus kreative Arbeitsprozesse beibringen, was beispielsweise bei einer reinen Management-Ausbildung sonst oft zu kurz kommt.» Trotz fehlender HSG-Studierenden im Weltall bietet die HSG somit weitaus mehr Diversität an, als man auf den ersten Blick vermuten würde.

Text

Jessica Eberhart



Der Tisch

Eine geräumige Küche in einem Altbau mit Panoramablick auf den Campus unserer Universität, gedimmtes Licht, Kerzenschein und mitten in dieser wunderschönen Stimmung: ein grosser, alter, massiver Holztisch. Die Wohnung wird seit Jahren, wahrscheinlich sogar Jahrzehnten, als WG genutzt. Generationen von Studenten sind hier im fliegenden Wechsel ein- und ausgezogen. Wer diesen Tisch mitgebracht hat und wann, das lässt sich nicht mehr sagen. Gut möglich, dass er von Anfang an genau an dieser Stelle stand. Man kann sich nicht vorstellen, dass er jemals an einen anderen Platz gehört hat, so wie er dasteht, mitten im Raum, perfekt in den Erker mit den Fenstern passend. Den Angaben eines Vormieters zufolge ist der Tisch sogar viel wert, ein schweizerisches Designobjekt angeblich und natürlich aus Massivholz und handgearbeitet. Sowas kriegt man heute fast nicht mehr.

Man könnte ihn zu Geld machen, ihn durch ein Teil von Ikea ersetzen, von dem Rest des Geldes in den Ur-

laub fliegen. Aber das kommt nicht in Frage. Der Tisch ist das Herzstück der WG. Und weil er deshalb auch als Treffpunkt, Esstisch, Beerpong-Table und Verhandlungstisch dient, hat er schon viel miterlebt. Feste wurden gefeiert, Wein wurde getrunken, Monopoly wurde ohne Gnade gespielt, Bachelorarbeiten wurden geschrieben. Erste Küsse wurden verstohlen ausgetauscht, erste Trennungen überwunden. Abschiedstränen wurden geweint und neue Freunde wurden gemacht. Mit «Psychose» wurden alle an ihm in den Wahnsinn getrieben. Die Willkür der Studienadministration wurde besiegt, Firmen wurden gegründet, Imperien wurden aufgebaut und Kriege geschlagen. Lebensentscheidungen wurden getroffen. Geheimnisse wurden anvertraut. Und all das nur, soweit die Erinnerung reicht. Seinen vielen Kerben und Flecken nach hat dieser Tisch noch viel mehr ausgehalten. Heisse Töpfe, betrunkene Schnitzkünste, Bier und sicher auch Körperflüssigkeiten.

An diesem Tisch spielt sich das Leben ab, seit vielen Jahren, für Generationen von Studenten. Ich weiss genau: wenn ich mich in 50 Jahren an meine Studienzeit zurückerinnere, dann werde ich an die Nächte bei gedimmtem Licht, Kerzenschein und Rotwein an diesem Tisch denken.

Text

Amelie Scholl



Das erfolgreiche HSG-Filmteam nach ihren beiden Drehtagen. (zvg)





Gleis euer Leben auf, sonst ist der Zug abgefahren.

Zug um Zug

St. Gallen. Studenten stehen unter Zugzwang – die Ausmusterung steht unmittelbar bevor.

28.10.2017, 14:06

Nun sind wir schon auf halber Strecke, denk ich mir. Die Lernphase droht mich bereits zu überrollen. Der Anfang schien noch ganz gut zu verlaufen, doch es dauerte nicht lange, da hatte ich bereits das Gefühl, den Anschluss verpasst zu haben. Dass alle um mich herum denn Anschein machten, noch auf der richtigen Spur zu sein, machte alles nicht gerade besser. Der lang herbeigesehnte Herbst-Break gibt mir die Möglichkeit, die Weichen neu zu stellen – dachte ich mir zumindest. Fuck. Bereits nach zwei Tagen hing ich meinem fein ausgearbeiteten Lernplan weiter hinterher, als die SBB ihrem Fahrplan im Winter. Ich stehe zunehmend unter Strom und schein mein Ziel völlig aus den Augen zu verlieren.

06.11.2017, 15:32

Als wäre das nicht schon genug, scheint mein Leben auch neben dem Studium zunehmend zu entgleisen. Jeglicher Verkupplungsversuch meiner Freunde während dem Break endet mit einem Korb. Sobald ich mich auch nur ein wenig aus dem Fenster lehne, werde ich ohne Umwege wieder in die Schranken gewiesen und

so scheinen meine Abende alle auf dem Abstellgleis, anstatt im Endbahnhof, zu enden. Da ich nun wirklich keine Möglichkeit mehr bekomme, um auch nur mal kurz ein wenig Dampf abzulassen, widme ich mich doch wieder dem Studium. Ich entscheide mich also die Notbremse zu ziehen und mein Lernverhalten neu aufzugleisen. Es ist an der Zeit, einen neuen Weg einzuschlagen und sich an ein paar Leidensgenossen zu hängen. Leider erscheinen diese nicht mehr erfolgreich zu sein. Nach anfänglichen Startschwierigkeiten schaffen wir es trotzdem einige Barrieren zu durchbrechen. Kaum haben wir die grössten Baustellen umfahren, beginnt schon die siebte Semesterwoche. Nach dem Alkoholentzug der letzten zwei Wochen fällt mir der Start um 8 Uhr erstaunlich leicht. Es ist aber auch höchste Eisenbahn! Ich nehme mir vor, mich von nichts und niemandem aus der Bahn werfen zu lassen. Nun bin ich am Zug! Ich werde das Ding besser schaukeln als ein Neizezug. Bevor ich mich verseehe, nehmen die Dinge wie gewohnt ihren Lauf und als ich es endlich schaffe, mich wieder auf die Vorlesungen und den Prüfungsstoff zu konzentrieren, merke ich, dass ich den Zug, auf

den ich seit zwei Wochen so sehnlichst versuche aufzuspringen, bereits schon wieder verpasst habe. Wieder einmal verstehe ich nur Bahnhof.

08.01.2018 17:53

Pünktlich vor den Prüfungen ist es nun auch Zeit für die alljährlich belehrende Durchsage meiner Eltern. Entweder du raufst dich zusammen oder du wirst dir ordentlich etwas einfahren, hiess es. Als Nachzügler in der Familie habe ich oft mit hohen Anforderungen zu kämpfen und schalte wie gewohnt auf Durchzug. Trotzdem mache ich mich im Eilzugtempo an die letzten Vorbereitungen, um die Verspätung aufzuholen und einen Totalausfall weitestgehend zu verhindern. Langsam erkenne ich Licht am Ende des Tunnels, denn auch die Prüfungsphase wird enden und dann steht schon die nächste Party im Trischli an. Dann ist es auch bei mir soweit und ich kann mein Leben wieder in vollen Zügen geniessen.



Text/Bild

Tino Purmann, Julia Hartweg

Wiederholt bitte: Mir gönd i-n-en Sprachkurs

Vor dem Schweizerdeutschen haben Nicht-Muttersprachler Respekt: Verstehen klappt meist gut, sprechen trauen sich wenige. Die Uni leistet Integrationshilfe.

Wenn am Mittwochabend andere anfangen vorzuglühen, treffen sich in der Bodanstrasse eifrige Sprachschüler. Von sechs bis sieben und sieben bis acht finden hier im Sprachenzentrum die Konversationskurse «Schweizerdeutsch A1» statt. Der erste Block ist so überlaufen, dass die Teilnehmer sogar noch auf den Fensterbänken sitzen müssen. Was treibt die Leute zu einer so unchristlichen Zeit in die Uni? «Meines Erachtens ist es sehr wichtig, Schweizerdeutsch zu lernen. Wir studieren in St. Gallen, also müssen wir die örtliche Sprache kennen!», meint Florian. Noemi pflichtet ihm bei: «Verstehen, das ist das Allerwichtigste. Wenn ich eine Arbeit in der Schweiz haben will, muss ich Schweizerdeutsch verstehen.» Respekt und Höflichkeit sowie Interesse an der schweizerischen Kultur, insbesondere der Küche, nennen die Besucher als Hauptgründe. Dementsprechend sind die meisten Schüler deutschsprachige Ausländer, dazu kommen grösstenteils Westschweizer und Tessiner, ausserdem vereinzelte Exoten aus Schweden oder Russland.

Nochmal von Grund auf

Wie wird hier also Schweizerdeutsch gelehrt? Sascha Duric, der neben dem Schweizerdeutsch-Konversationskurs am Sprachenzentrum auch schon Russisch und Kroatisch unterrichtet hat, eröffnet die Stunde mit ein wenig Theorie via Powerpoint. ‚Der‘, ‚die‘, ‚das‘ wird zu ‚de‘, ‚s‘, ‚d‘. Und dann geht’s auch schon rein in die Praxis: Die Anwesenden mühen sich ab Schweizerdeutsche Jodel vorzulesen – natürlich nur mit studentisch-relevanten Themen: Olma, Flirten, Fit-

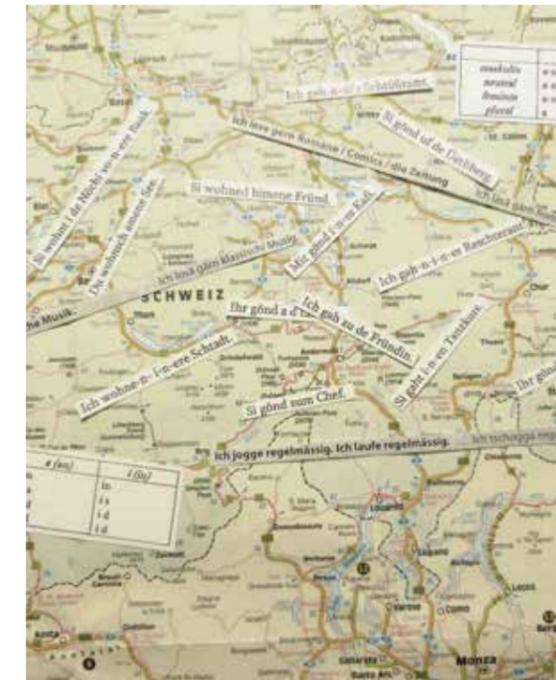
nessstudio. Keinem gelingt es auch nur einen Satz auf Anhieb korrekt vorzulesen. Wie ein Grundschüler komme ich mir vor, als wir uns dann in Zweiergruppen gegenseitig Sätze mit Präpositionen übersetzen sollen. «Ich gehe in ein Restaurant» will in meinem Kopf nicht zu dem korrekten «Ich gahn ines Reschterant» werden, Gott sei Dank teilt Sascha uns Spickzettel aus.

Schon wird’s regional. Anhand einer Mineralwasserwerbung aus Graubünden, dem Heimatkanton des Dozenten, werden wir auf sprachliche Besonderheiten der Kantone hingewiesen. Angst haben, dass die Kursabsolventen nur im Bündnerland verstanden werden, muss hingegen niemand. Gelehrt und gesprochen wird ein normiertes «Züridütsch», das aufgrund der zentralen wirtschaftlichen und medialen Stellung der Stadt als zugänglicher gilt.

Nichts fürs Transcript

Voraussetzung für eine erfolgreiche Teilnahme sind neben der Bereitschaft zum Tragen von Opportunitätskosten, die einem kaum ein Arbeitgeber entschädigt, vor allem solide Hochdeutschkenntnisse. Nur neun Lektionen gibt es pro Semester, da ist es wohl vermessen den Interessierten, aber Unvorbereiteten, gleich zwei Sprachen beibringen zu wollen.

Diesen Hinweis ignorieren aber einige Schüler gerne: «I want to improve my German but regular German courses are during the lectures of the English Assessment track.» Als eine andere Schülerin während des Kurses den Überblick im germanisch-alemannischen Präpositionen-Dschungel verliert, hilft der Dozent kurzerhand auf Russisch aus.



Die Spickzettel verteilt auf der Schweiz.

Bei so viel Schweiss und Tränen sollte es doch eigentlich ECTS-Punkte für diese Leistung geben. «Das wäre natürlich genial!», meint Sascha; linguistisch zu begründen wäre es wohl auch, jedoch stellt sich die Frage nach dem Sprachnachweis und dem Richtig und Falsch. Er verweist darauf, dass ein historischer Prozess der Vereinheitlichung der Sprache, wie etwa im Niederländischen, für das Schweizerdeutsche nie stattgefunden habe. Die grosse Distanz zwischen gesprochener Sprache und Schweizer Hochdeutsch erspart damit den Kursbesuchern wohl zumindest das Pauken.

Text/Bild

David Stein



Eine Eselspende kann das Leben einer Äthiopierin von Grund auf verbessern. (zvg)

Ein Esel als Start-up-Förderung

HSG-Studenten erlangen in ihrer Ausbildung Fähigkeiten, die sie für vielfältigste Projekte einsetzen. Durch das Engagement für gemeinnützige Organisationen wird bewiesen: «HSG, du bist viel mehr als die Klischee!»

Als der MIA-Student Janic Büchel durch Zufall eine DVD im Brockenhaus fand, hätte er wohl nicht gedacht, welche Konsequenzen dieser Fund für ihn und viele andere Menschen haben würde. Der Inhalt der DVD rührte ihn zu Tränen und begeisterte ein Studenten-Team, welches nun durch die Beratung einer NGO zur Pflanzung von hunderttausenden Bäumen in Äthiopien beiträgt. Jetzt soll eine Crowdfunding-Kampagne das Engagement der HSG-Studierenden abrunden.

Hilfe zur Selbsthilfe

«Green Ethiopia» ist eine Schweizer Stiftung, die von Kurt Pfister und seiner Familie nach einer Äthiopien-Reise gegründet wurde. Durch Aufforstungen und Projekte zur Wassergewinnung kämpft die Stiftung in enger Zusammenarbeit mit Bauern- und Frauengemeinschaften gegen die weit verbreitete Armut in einem der ärmsten Länder Afrikas. Seit der Gründung im Jahre 2001 arbeiten die

freiwillig engagierten Stiftungsvertreter daran, die Ernährungs- und Lebenssituation der Menschen nachhaltig zu verbessern.

Und das mit Erfolg: «Green Ethiopia» bewirkt, dass sich kahle Hügel in fruchtbare Wälder verwandeln. Dabei ist es sehr wichtig, dass die Einheimischen bei der Arbeit mitwirken. Von der Setzlingsproduktion, über die Aufforstungsarbeiten, bis zur langfristigen Pflege und dem Schutz der Wälder helfen viele mit: Frauenorganisationen, Jugendvereinigungen und ganze Dorfgemeinschaften.

Millionen von Setzlingen gedeihen so während Jahrzehnten zu Wäldern, die einen vielfältigen Nutzen für die Einwohner und die Umwelt bringen. Vor allem in der Trockenzeit ist das in den Wäldern gespeicherte Wasser für den Nahrungsmittelanbau unglaublich wertvoll. Es trägt zur Ernährungssicherheit bei und ermöglicht Bauernfamilien ein Einkommen zu generieren.

Ein weiteres Projekt ist auf die Jugend fokussiert: In Schulen werden Kinder und Jugendliche über den Nutzen von Bäumen, Wäldern und Fruchtbäumen unterrichtet. Durch praktische Erfahrungen, wie der Pflege eines eigenen Fruchtbaums und der aktiven Partizipation bei Aufforstungen, wird den Kindern der ökonomische Wert der Bäume auf eindrückliche Art vermittelt.

Die Stiftung ist nicht auf das Verteilen von Hilfsgütern ausgelegt, sondern hilft den Einwohnern und Einwohnerinnen sich selbst zu helfen. Diese Hilfe zur Selbsthilfe ermöglicht die nachhaltige Verbesserung ihrer Lebenssituation. Folgender zentraler Kreislauf steht dabei im Mittelpunkt: Bäume – Wälder – Wasser – Nahrung – Leben.

Bäume pflanzen per Mausclick

Zurück zu Janic Büchel und seiner DVD. Diese beinhaltete einen bewegenden Bericht über «Green Ethiopia». Begeistert von deren Engagement stellte der Student sofort Kontakt zu den Gründern der Stiftung her. Er erfuhr daraufhin, dass der

Sohn und jetzige Geschäftsführer von «Green Ethiopia», Simon Pfister, an der HSG doziert. Im Gespräch mit ihm ergab sich die Idee, «Green Ethiopia» im Rahmen des Masterkurses «Practical Leadership in Development Cooperation» von Andreas Koestler zu beraten.

Das Studenten-Team um Janic Büchel erarbeitete neue Vorschläge zur strategischen Weiterentwicklung der Stiftung. Empfohlen wurde unter anderem eine Kooperation mit ecosia.org, einer Suchmaschine und Google-Konkurrentin, die 80 Prozent ihres Gewinns in Aufforstungsprojekte auf der ganzen Welt investiert. Das Prinzip ist spannend: Wenn du etwa 45 Mal etwas über ecosia.org suchst und die Firma Werbeeinnahmen generiert, hast du einen Baum «gepflanzt». Dank der Beratung der HSG-Studenten und der daraus resultierenden Kooperation mit ecosia.org kann «Green Ethiopia» nun noch viel mehr Bäume in Äthiopien pflanzen!

Nach dem Kurs hörten die Studenten von einem weiteren tollen Ansatz zur Selbsthilfe, den «Green Ethiopia» verfolgt. Janic Büchel, Linda Osorio, Nathalie Häubi und Michèle Schweizer waren so begeistert davon, dass sie nun eine Crowdfunding-Kampagne lancieren.

Ein Esel für ein besseres Leben

Die Familienstiftung möchte neben den Aufforstungsprojekten speziell Witwen, Frauen und Mädchen helfen. Auf ihnen lasten in Äthiopien viele Pflichten, die oftmals an die Grenzen des Zumutbaren gehen. Zum Beispiel werden Material- und Wassertransporte von den für den Haushalt zu-

ständigen Frauen und Mädchen erledigt. Durch die langen Distanzen und schweren Lasten leiden sie und ihre Körper jedoch sehr. Für die Mädchen bedeuten die Transporte, dass sie nur während der Regenzeit, wenn die Wasserquellen nahe liegen, die Schule besuchen. In der Trockenzeit müssen sie bei den Transporten helfen und verpassen dabei den Schulunterricht. Sogar erwachsene Frauen tragen wegen der schweren Lasten oft körperliche Schäden davon.

Genau da schafft «Green Ethiopia» mit ihrem Eselprogramm Abhilfe. Die Stiftung schenkt besonders stark benachteiligten Frauen einen Esel. Dieser hilft beim Transportieren von Wasser und Holz und ermöglicht es den Frauen kleine Aufträge von Nachbarn zu übernehmen. Sie können so ein Kleinstunternehmen gründen, welches substanzial zum Einkommen der Familie beiträgt. Für die Mädchen, die während der Trockenzeit Wasser transportieren müssen bedeutet ein Esel, dass sie fortan während des ganzen Jahres zur Schule gehen können. Um Konflikte zu vermeiden, entscheidet die Dorfgemeinschaft, wer von dem Esel am meisten profitieren kann. Für eine Witwe, die sieben Kindern zu versorgen hat, verändert eine Eselspende das Leben von Grund auf.

Jeder Franken ins Projekt

Deine Hilfe ist nun gefragt. Die Crowdfunding-Kampagne soll 50 Esel à 150 Franken finanzieren. Das sind in den zwei Monaten bis Jahresende 7500 Franken. Der Schwarm entscheidet dabei: Ein Projekt wird nur dann umgesetzt, wenn sich bis zum

Enddatum genügend Unterstützer finden und das Spendenziel erreicht wird. Jeder Beitrag zählt.

Bei der zertifizierten Stiftung der Familie Pfister kann sich der Spender auch ganz sicher sein, dass jeder Spendenfranken in diese nachhaltigen und somit sinnvollen Projekte investiert wird. Sogar Projektreisen und sonstige Spesen zahlen die Gründer aus der eigenen Tasche.

Wenn dich dieses Projekt überzeugt, freuen sich die Initianten, Familie Pfister und die beschenkten Äthiopierinnen über jeden Spendenbeitrag. Lasst uns gemeinsam beweisen: «HSG, du bist viel mehr als die Klischee!»

Text

Alissa Frick



Zu finden ist die Kampagne auf lets-help.ch, der Crowdfundingplattform von Swisscom, Zewo und Swissfundraising:



<https://lets-help.ch/projects/esel-als-startupfoerderer>

Für ein Mädchen kann eine Eselspende eine Schulbildung bedeuten. (zvg)





Die Sportkollektion, neu bei uns im Shop!

& viele weitere Produkte sind unter www.hsgshop.ch zu finden.

HSG Shop GmbH | Universität St.Gallen | Dufourstrasse 50 | 9000 St.Gallen
 Gebäude 01, Raum 006 | +41 (0)71 224 30 15 | shop@unisg.ch

Auf der Spur des «saint»-gallischen Wetterfluches

Das rekordverdächtig schlechte St. Galler Wetter hat dir beim Smalltalk bestimmt schon mehr als einmal den Hals gerettet. Höchste Zeit, diesem Regen-Mythos mithilfe eines kompetenten Wetterfroschs nachzugehen.

Wenn es morgens heisst «raus aus den Federn», dann dreht sich der übermüdete Student schlaftrunken aus dem wohligen warmen Nestchen. Ein Espresso ist schnell heruntergestürzt, die Wohnung verriegelt und der Weg zum Vorlesungssaal in Angriff genommen. Der Schreck, der dem guten Studenten dann ein wenig stärker durch den Körper fährt, wenn er mit einem Griff in die Tasche feststellen muss, dass der Regenschirm aufgrund des Morgenstresses nicht darin Platz gefunden hat. Hoffen und Bangen vermag dann nicht mehr weiterzuhelfen. Denn es scheint, als könnte man sich in St.Gallen einer Sache sicher sein; der «saint»-gallische Wetterfluch wird zuschlagen. Wer seinen Schirm Zuhause lässt, steht sobald – bemitleidet von den anderen – wie ein begossener Pudel an der Bushaltestelle.

St.Gallens schlechtes Wetter wird nicht nur auf Jodel themati-

siert, sondern dient auch äusserst treu als beliebtes Smalltalk-Thema. Doch wie schlecht ist das Wetter in St.Gallen wirklich? Joachim Schug, Meteorologe beim grössten Dienstleister für Wettervorhersagen in Europa, erklärt, dass St.Gallen nicht nur aufgrund seiner Nähe zum Alpenrand, sondern auch infolge der höheren Lage kühlerem und feuchterem Wetter ausgesetzt ist, als andere Universitätsstädte wie Zürich, Basel und Genf, die durchschnittlich 410 Meter tiefer liegen. Es regnet in St.Gallen mit 1324 Litern pro Quadratmeter zwar mehr als in Zürich oder Basel, aber immer noch weniger als im südlichen Locarno. Das von Studierenden oft beklagte Regenwetter ist auch von der Nähe zum Bodensee beeinflusst, über welchem sich die Wolken mit noch mehr Feuchtigkeit aufsaugen. Dies kann dann zu besonders starken Niederschlägen führen.

Rarität Badiwetter

Wer seiner Sommerfigur nicht wirklich vertraut, ist mit St.Gallen gut bedient. Mit durchschnittlich mickrigen 19 Tagen Badiwetter pro Jahr gehört St.Gallen bei den Universitätsstädten eher zu der Schlussgruppe. Zürich oder auch Basel haben da mit mehr als doppelt so vielen warmen Sommertagen klar die Nase vorne. Nur in Luzern kriegen die Studierenden noch weniger Sonne ab als in St.Gallen. Mit 1423 Sonnenstunden ist den Luzerner Studenten noch stärker ans Herz zu legen, eine elegante Blässe als universitärer Schönheitstrend zu etablieren, als den St.Gallern mit 1535 Stunden. Wenn einem die Faktenlage als Student so klar vor Augen geführt wird, erscheint jede weitere Sommerstunde in der Bib noch mehr als pure Zeit-Verschwendung.

Kopf hoch!

Wer will überhaupt schönes Wetter, wenn sowieso die Bücher rufen? St.Gallen wird gerade im Herbst und Frühling, sprich nach den Prüfungsphasen, vom Südfohn besucht. Dieser bringt warmes und trockenes Wetter, das wir dank Freizeit im Überschuss – Vorlesungen sind schliesslich nicht zum Besuchen da – voll und ganz geniessen können. Wenn ihr also wieder einmal mit dem obligaten Gläschen Weisswein oder Pitcher Bier vor dem Adhoc sitzt, dann bedeckt eure blasse Haut mit den schönsten Stoffen und dankt dem Südfohn!



Text
 Melania Klaiber

Illustration
 Darya Vasylyeva



Stühle im Kantipark.

«Jetzt bin ich am Kämpfen, damit ich durchkomme»

Erfahrungen und Wege von Menschen, die draussen helfen und mittendrin sind. Eine Begegnung mit der St. Galler Drogenszene.

Nachts, leider» – antwortet Mark auf meine Frage, was er denn mache. Wir sitzen im Garten des «Schwarzen Engels», obwohl sich das Wetter von seiner hässlichen Seite zeigt, und trinken Bier. Es ist Donnerstagnachmittag, aber dazu später mehr.

Der Phönix aus der Asche

Meine erste Anlaufstelle in der Szene am Dienstag zuvor ist Thomas Feuer, der viele Erfolge in seinem Leben verzeichnen kann. Er war Hoteldirektor, Vertreter einer Schweizer Versicherung und auch als Model und Filialleiter erfolgreich. «Ich war immer auf Drogen. Die Leute merken das nicht. Auf der Autobahn in der Nacht mit 120 Sachen hatte ich mir oft einen Schuss gesetzt. Heroin, Kokain, Benzos, alles was man spritzen kann, habe ich konsumiert. Man gewöhnt sich vollkommen daran. Es ist nur am Anfang so, dass es dich weghaut. Nach einem Monat bist du so daran gewöhnt, dass du es brauchst, um normal zu sein. Ich hatte eine Woh-

nung, Autos, was man so braucht.» Das Koks trieb ihn in den Wahnsinn und er tauschte sein Leben gegen die Strasse. «Eines Tages bin ich dann ausgezogen und nie mehr zurückgekommen. Ich überliess die Wohnung denen, die sie räumten. Ich wollte nur noch am Bahnhof sein und habe im Gebüsch geschlafen und so gelebt,» erzählt Feuer.

Nachdem er begonnen hatte sich in die Leiste zu spritzen, da die Armenen nicht mehr viel hergaben, bekam er ein dickes Bein. Irgendwann ist er umgekippt und im Krankenhaus wieder aufgewacht. Sieben Monate war er dort. In dieser Zeit erlangte er die Erkenntnis, dass er etwas tun müsse – nicht nur für sich, sondern auch, um andere zu retten. Das war die Geburtsstunde seines Vereins «Endlesslife», in dem er sich seither mit Vehemenz und viel Engagement um Drogenabhängige kümmert.

Eine, die versteht und helfen will

Bevor ich Mark kennen lernen soll, treffe ich mich mit Kathrin Wenger in

ihrem Büro am Unteren Graben. Kathrin ist 33 Jahre alt. Nach ihrer Ausbildung zur Pflegefachfrau hat sie in der Psychiatrie gearbeitet und danach soziale Arbeit studiert. Seit 2016 ist sie Leiterin des «Blauen Engel», eine Abteilung der Stiftung «Suchthilfe». Sie resümiert: «Wir haben eine offensichtliche Drogenszene in St.Gallen. Im Monat geben wir ca. 7000 Spritzen für Heroinabhängige heraus. Dies entspricht jedoch nicht der Anzahl Schüsse, die gesetzt werden, denn Heroin ist ein kurzwirksames Mittel und muss mehrmals täglich konsumiert werden. Wir haben in der Heroingabe 74 Plätze und ca. 100 in der Methadonabgabe. Aber es gibt auch Hausärzte, die substituieren. Insgesamt sind es demnach sicher mehr.»

Sie zeigt mir den Katharinenhof in der Goliathgasse 12. Dort können Süchtige sauberes Injektionsmaterial beziehen. In dem Gebäude fallen die blauen Kacheln an den Wänden, die Industrieleuchten und die ordentlichen, auf den Tischen gestap-

elten Stühle auf. Alles wirkt sehr bürgerlich und aufgeräumt. Einen Stammtisch gibt es auch. Die Theke, an der die Spritzen ausgegeben werden, ist wie eine Bar gestaltet und vermittelt ohne weitere Kenntnisse nicht den Eindruck einer Ausgabestelle für Drogen. Das Einzige, was auf die Funktion dieser Einrichtung hinweist, ist ein Spender mit Desinfektionsspray im «Barraum».

Wir gehen durch den Regen zum Kantipark. Die grünen Metallstühle auf dem Rasen sind Eigentum der Stiftung. Hier können die Süchtigen um den Mammutbaum unter sich sein. Drogenfrei versteht sich. «Der Kantipark ist ein sensibler Ort und es liegt uns am Herzen, diesen zu erhalten. Dafür braucht es Regeln.» Man möchte sich mit den Anwohnern und der Kantonsschule gut stellen, um Konflikte zu vermeiden. Bei diesem Wetter ist hier niemand anzutreffen und wir machen uns auf den Rückweg.

Am Marktplatz trifft Kathrin zwei bekannte Gesichter. Bier trinkend sitzen Mark und Chico auf den Bänken unter dem Dach der Haltestelle, kaum wahrgenommen von den herumstehenden Menschen. Sie grüssen Kathrin, die mich vorstellt. «Verdammt chalt isch's!», kommentiert Mark das Wetter. Ich komme mit ihm ins Gespräch und wir entscheiden uns, in eine Bar zu gehen. Aber nur gegen ein Bier, wie er mir klarmacht.

Leben auf der Strasse heisst «Überleben»

Es ist fast halb vier. «Eigentlich hatte ich eine gute Jugend», beginnt Mark, während er sich eine Zigarette dreht. «Aufgewachsen bin ich in Kloten bei Zürich, wo ich zur Primarschule gegangen bin. Sechs, nein, acht Jahre, da ich die erste und sechste Klasse wiederholen musste. Dann drei Jahre Realschule.» Nach verschiedenen Schnupperlehren als Gärtner, Bäcker und Konditor und einem Praktikum als Verkäufer beim Chiro (Migros) ging er zum Militär und arbeitete danach in verschiedenen Bereichen im Baugewerbe. Jetzt ist er 36 Jahre alt und arbeitslos. Mark ist ein hagerer Typ, langes Gesicht und Vollglatze. Er trägt eine schwarzgraue Camouflage-Jacke und auf dem Tisch liegt ein neues Smartphone. Der äussere Eindruck der Normalität trägt jedoch.

Vor einigen Jahren sass Mark im Gefängnis Saxerriet, weil er einer Frau fünf Gramm Heroin verkaufte, die ihn bei der Polizei anschwärzte.

«Ich ging aus dem Haus und da war die Polizei. Die haben mich auf das Revier mitgenommen. Ich habe acht Monate dafür bekommen. Aber war schön. Die Saxerriet ist ein schönes Gefängnis», sagt er und lacht.

Er ist körperlich gezeichnet vom Drogenkonsum. Wenn er lacht, entblösst er vergilbte Zähne und entzündetes Zahnfleisch. Drogen hat er schon früh genommen: «Die erste Zigarette war mit zwölf, der erste Joint mit 13 und mit 14 hatte ich das erste Mal Ecstasy intus. Aber es hat trotzdem immer funktioniert.» Bis heute besucht er Technopartys und geht viel aus. Damals war dies allerdings «harmlos». Er hatte einen Job, eine Freundin und hat in seinen 20ern sieben Jahre keine anderen Drogen als Alkohol und Marihuana konsumiert. «Drogen? Ich bin halt gern 'druff'. Ich sag's mal so: Crocodil oder Badesalz habe ich nie ausprobiert. Letztes Jahr zum ersten Mal Crystal Meth, aber das war nicht so der Hit.» Momentan nimmt er nur Koks und Marihuana. Vom Heroin hat er die Schnauze voll. «Der körperliche Entzug ist einfach der Horror. Und du machst so viel Scheisse, um das zu bekommen.»

Zukunft mit Hoffnung?

Mark ist sehr nervös. Ständig muss er sich verrenken und kratzt sich am Nacken und an den Armen. «Mein Leben war vorher nicht einfach, aber ich habe gelebt. Jetzt bin ich am Kämpfen, dass ich durchkomme. Was ich brauche, das klau ich. Ansonsten gehe ich in der Heilsarmee Essen holen, Montag, Mittwoch und Freitag – oder in die Gassenküche.» Mark wohnt bei einem Freund, «auf dem Boden» wie er sagt. «Ohne Matratze, ein Tüchli am Boden, ein kleines Kissen und eine Decke zum Zudecken. Wenigstens ist es geheizt.» Mittlerweile haben wir unser zweites Bier geleert und bestellen zwei Kaffee. Es schneit. Thomas Feuer und dessen Weg sind Mark bekannt. Ein wenig fatalistisch bemerkt er: «Die Suchtberatung bringt mir nichts. Ich war auch schon im Entzug, aber lange gehalten hat das nicht.» Was denn die Zukunft wohl für ihn bringe? «Das weiss ich auch nicht ganz genau. Vielleicht mein Leben in den Griff kriegen. 'Nen Job, 'ne Wohnung, 'ne Freundin. Den Führerschein mal wieder machen. Irgendwie so was halt.»

Text/Bilder
Maximilian Günnewig-Mönert



Mark im Schwarzen Engel.



Leben auf der Strasse heisst leben bei jedem Wetter.

Von Zug zu Zug zum Lungenzug

Die häufigste vermeidbare Todesursache der Welt und doch wenig straffen Regelungen in der Schweiz unterstellt. Vom Tabakkonzern zum Genussraucher bis hin zur Prävention: Wer redet mit, wenn es ums Rauchen geht?

Hesch mer e Zigi?» ist nicht nur eine Frage, sondern ein soziales Phänomen. Wenig andere Fragen verleiten Leute dazu, in Minusgraden sich freiwillig auf den Balkon zu stellen und sich die Finger im warmen Lichte eines Glimmstängels abzufrieren. Eine kleine Frage führt zu neuen Bekanntschaften, welche sich alsbald zu Freundschaften entwickeln. Ein Eisbrecher, welcher seinesgleichen sucht, der erste Wortwechsel in einer durchtanzten Nacht.

Sozial akzeptierte Droge

Die erste Zigarette hätte ihn damals in der Lernphase runtergebracht, erzählt ein Student beim Kaffeetrinken. «Und dann wird es zur Gewohnheit, wie Zähneputzen vor dem Schlafengehen,

wie Händewaschen nach dem WC.» Auf die Frage, ob das jetzt eine Form der Abhängigkeit sei, verneint er und rudert gleich darauf wieder zurück: «Dieses Verleugnen, dass man nicht abhängig sei, ist ja eigentlich ein starker Indikator, dass man abhängig ist.» Auch im Ausgang, denn ein Bier geht mit Zigarette Hand in Hand, das Rauchen ist zudem ein Katalysator für Konversationen. Das Problem sei, dass es ein so einfaches Laster sei, weil man nicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen könne, eine sozial akzeptierte Droge, welche allgegenwärtig ist.

Vermeidbarer Tod

Tabak fand seinen Ursprung auf den beiden amerikanischen Kontinenten, ist aber mittlerweile auf der ganzen Welt verbreitet. 22 Prozent der

Weltbevölkerung rauchen gemäss der WHO und 12 Prozent der Weltbevölkerung stirbt daran. Tabakkonsum ist der häufigste vermeidbare Todesgrund auf der ganzen Welt. HSG-gerecht aufbereitet bedeuten diese Zahlen, dass sich die globalen wirtschaftlichen Schäden des Tabakkonsums auf 1.4 Billionen US-Dollar pro Jahr belaufen.

Dass Rauchen schlecht ist, dessen sind sich die meisten Konsumenten bewusst. Doch ganz unterschiedliche Gründe führen die Leute immer wieder dazu, zu der Zigarette zu greifen. Im frühen Jugendalter sei Prävention am wichtigsten, meint Bruno Eberle, Geschäftsführer der Lungenliga St. Gallen-Appenzell. In der fünften bis neunten Schulklasse werden interaktive Workshops kostenlos angeboten, welche aufzeigen, wie beim Rauchen eine Abhängigkeit entsteht und Kinder und Jugendliche über die Risiken aufgeklärt werden.

David gegen Goliath

Eberle weist darauf hin, dass sie im Kampf gegen die Tabakindustrie kein einfaches Los gezogen haben. Dem grössten national durchgeführten Projekt der Lungenliga St. Gallen-Appenzell wurde ab Juni 2015 die Zuschüsse vom Tabakpräventionsfonds des BAG gestrichen: Nächstes Jahr wird das Projekt «Rauchfreie Lehre» eingestellt, welches in Höchstzeiten bis zu 16000 Teilnehmende hatte. Mit einem nun jährlichen Budget von etwa 120000 Franken (Geschäftsjahr 2016) für Projekt- und Werbeaufwand ist es ein kleiner, wenn auch benötigter Gegenpol zu den mächtigen Tabakkonzernen, welche in der Schweiz eine starke politische Stimme besitzen. Japan Tobacco, Philip Morris und

British American Tobacco, drei der fünf grössten Tabakkonzerne sitzen in der Westschweiz. Durch lockere Tabakregulierungen hat sich die helvetische Enklave in der supranationalen EU einen klaren Wettbewerbsvorteil verschafft.

Rauchfreie Bahnhöfe

Nach dem 2008 erlassenen Bundesgesetz zum Schutz vor Passivrauchen in öffentlich zugänglichen Räumen und an Arbeitsplätzen konnte 2009 die Lungenliga mit der Unterstützung der Krebsliga Kanton St. Gallen einen Erfolg verbuchen: die Durchsetzung eines verschärften Passivrauchschutzes in Gastronomiebetrieben. Neu prüft nun die SBB die Option der rauchfreien Bahnhöfe auf 2018. Eberle amüsiert sich über die hehren Ziele: «Auch wenn das Rauchverbot aus Gründen der Einsparung der Reinigungskosten erlassen wird, uns freut das natürlich und es ist längst überfällig.»

2016 muss die Tabakprävention einen bitteren Rückschlag einstecken mit der Zurückweisung des ersten Tabakproduktegesetzes. Tabakkonzerne sahen darin ihre Wirtschaftsfreiheit eingeschränkt, wohingegen Präventionsorganisationen für mehr Regelungen plädieren. Die überarbeitete zweite Version wird sich auf ein Verkaufsverbot für Minderjährige konzentrieren und die Werbeeinschränkungen für die Tabakkonzerne lockern. Möglicherweise wird deswegen Ende 2017 eine eidgenössische Volksinitiative «Ja zum Schutz der Kinder und Jugendlichen vor Tabakwerbung» lanciert, die von der Lungenliga St. Gallen-Appenzell unterstützt wird.

Tabakmissbrauch 2.0

Immer wieder werden Alternativen zum Rauchen oder zur Raucherentwöhnung diskutiert. Hochkontrovers sind E-Zigaretten: Konzerne wollen weniger strenge Regelungen dafür und wähen eine Möglichkeit, Nichtkonsumenten so an das Rauchen heranzuführen, während die medizinische Unbedenklichkeit der E-Zigarette noch nicht abschliessend geklärt wurde.

In Skandinavien hat der Mundtabak Snus eine lange Tradition: Ursprünglich loser Tabak, den man sich komprimiert zu einer Kugel unter die Oberlippe klemmt. Sehr unhygienisch und verbunden mit

dem Image der Arbeiterklasse kam immer mehr das Rauchen auf, bis in den 70er-Jahren Portionssnus auf den Markt kamen, Tabak abgepackt in kleine Papiersäckchen. Zwei skandinavische Austauschstudenten erzählen über die Snus-Kultur in ihrer Heimat: «Es ist schön, dass wir eine eigene Variante von Tabakmissbrauch haben.» Eine von Schwedens Bedingung für den EU-Beitritt war, dass Snus durch seinen Stand als Kulturgut weiterhin gewerblich vertrieben werden darf. Snus gilt als tendenziell weniger gesundheitsschädigend als andere Mundtabakformen: Schweden konsumiert nicht weniger Tabak, hat jedoch eine tiefere Krebsrate. Experten stehen einer Legalisierung des nikotinhaltigen Snus kritisch gegenüber, und nach wie vor bleibt in der Schweiz, wie auch in der EU, der Vertrieb von pulverartigem Snus verboten.

Schlaue Schachzüge

Der Student, welcher zuvor über seine Anfänge des Rauchens geredet hat, blickt auf seine leere Kaffeetasche, seufzt und sagt: «Jetzt eine Zigarette...» Die hat er allerdings nicht dabei, denn er hat beschlossen, seinen Ziga-



rettenkonsum runterzufahren. Natürlich sei ihm bewusst, welche negativen Folgen das Rauchen auf ihn habe und auch wie es sein Leben kontrolliert. Diese Gewohnheit des Rauchens möchte er nun eliminieren.

Die gesundheitsbewusste westliche Welt greift immer weniger zu Zigaretten und dies sehen Tabakkonzerne als Anlass in Länder zu expandieren, welche wenige Regulierungen zu Tabakwerbung haben. Lange Zeit zählten Subsahara-Staaten zu Nichtraucherationen. Geschickt umgehen Konzerne die dort bestehenden seichten Verbote und greifen zu drastischen Mitteln, um die tiefen Raucherquoten in die Höhe zu treiben.

Jeder Mensch hat die Freiheit, selber zu entscheiden, ob er rauchen möchte oder nicht. Diese Freiheit zur eigenen Entscheidung wird eingeschränkt durch Werbung und Verbote und die Diskussion über die notwendige Regulierungsdichte in diesen Belangen wird unsere Generation weiter beschäftigen.



Alpenchique

START im Oktober

COOLSTER PAARTANZ AUS CALIFORNIEN

West Coast Swing

alleine oder mit PartnerIn
Donnerstags im Alpenchique

Kursstart am 16.11.2017

19:00-20:15 Grundkurs

für Einsteiger 6* 1,25h mit Kursabschlussparty

findet nach jedem Kursabend statt

20:15-21:00 Schnuppertanzkurs

ab 18 - 99 Jahre

10.00 CHF

26.10. & 9.11. 2017

19:00-20:00 Schnuppertanzkurs

GRATIS



Der Bahnhof Rohrschach, das erste Mal umsteigen.

Zugfahrt ins Ungewisse

Einen Tag lang unterwegs im Zug. Ohne Plan, grenzenlos spontan – geleitet durch eine «Random-Generator-App». Ein Selbstversuch mit erstaunlichen Ergebnissen.

Alles fing ganz harmlos an. Wir verabredeten uns um 11 Uhr an einem sonnigen Samstag am St. Galler Bahnhof. Gestärkt durch frisches Gebäck traten wir unsere Reise an. Unser Reiseführer: Eine App namens «Random Generator», welche uns mittels Würfeln, Münzenwerfen und Zahlengenerator mit dem Zug durch die Schweiz bringen sollte.

Zuerst beschlossen wir den besten Zug zu nehmen. Der erste Wurf bedeutete drei Stationen fahren. Der entsprechende Zug fuhr Richtung Altstätten, eigentlich kein Problem. Dachten wir. Denn hier lernen wir Lektion Nummer eins von heute. Unser ÖV-Netz ist wohl eines der am best

ausgebautesten der Welt. So kommt es uns zumindest gerade vor, denn dieser Zug hält bei unserer Station Nummer drei in einem uns völlig unbekanntem Kaff. Die Auswahl zwischen weiter in die gleiche Richtung oder zurück zum Bahnhof unseres Ausgangspunkts zu fahren schien uns doch etwas eng zu sein. So entschieden wir uns – selbstverständlich ganz spontan – für die Weiterfahrt im selben Zug. Unser erster Regelbruch, der gewiss nicht der letzte sein sollte.

Wir – drei junge Frauen, die sich kaum kannten – fuhren weiter ohne Ziel mit diesem Zug. Wir wussten nichts voneinander – ausser, dass wir alle an der HSG studieren. Unser Experiment mag etwas ungewöhnlich

erscheinen, doch nun können wir aus eigener Erfahrung sagen: Es lohnt sich definitiv, über den eigenen Schatten zu springen und sich auf eine ziellose Reise mit entfernten Bekannten zu begeben.

Zugegeben, anfangs war die Stimmung noch ein wenig von Schweigen und Zurückhaltung geprägt, doch eine von uns hatte die glorreiche Idee das Eis mit einem kleinen Missgeschick zu brechen. Die Getränkeflasche war nicht richtig verschlossen und zack – der halbe Zug ist mit der zuckerhaltigen Flüssigkeit bereichert, genauso wie der arme Rucksack und der unschuldige Laptop. Die nette flüchtige Bekannte springt natürlich gerne helfend ein

und nimmt den Laptop in ihre Obhut. Schliesslich ist ihre Tasche noch nicht bis zum Bersten gefüllt. Die Mitreisenden versuchen den Zwischenfall zu ignorieren oder zumindest so zu tun. Lästern kann man ja immer noch, wenn die Fahrgäste endlich einen Abflug gemacht haben. Auf jeden Fall aber sind solche Missgeschicke wärmstens zu empfehlen, es schweisst zusammen.

Der nächste Zug führte uns Richtung Chur. Unsere mitreisende Fotografin – ganz begeistert von der Weiterfahrt in das ihr völlig unbekanntes Schweizer Gebiet namens Bündnerland – würferte leider nur bis Sargans. Ein paar Minuten und unterhaltsame Gespräche später lief der Zug auch schon im Zielbahnhof ein. Auf dem Perron fragte man sich als Ortsunkundiger natürlich, ob sich ein Zwischenstopp hier überhaupt lohnt oder ob wir gleich wieder in den gleichen Zug einsteigen sollten, der noch im Bahnhof stand. Flugs wurde unser Dilemma von unserem Reiseführer, dem «Random Generator» gelöst: Kopf oder Zahl lautete die Frage. Kopf für Weiterfahren; Zahl, um Sargans eine Chance zu geben. Die virtuelle Münze zeigt uns Kopf an, somit steigen wir wieder in denselben Zug ein, wohlweislich in einen anderen Wagon, was würden die Mitreisenden ansonsten von uns denken. Wahrscheinlich wären wir das grosse Thema eines nachmittäglichen Kaffeeklatschs über «Die heutige Jugend und ihre Unsitten» geworden. Schade eigentlich, dass wir diese Diskussion nicht tatkräftig unterstützt haben, aber nach so viel Blamage war uns dann doch nicht zumute.

Weiterfahrt ins Niemandsland

In Chur angekommen, juckte es uns in den Fingern, unser Schicksal wieder selbst in die Hand zu nehmen und unsere Route selbst zu bestimmen. An solch einem schönen Tag wäre es doch umso angenehmer im Tessin zu sein, dachten wir uns. Die Verlockung war da, sie zog uns in unseren Bann und führte uns in Versuchung, unsere Spontanität für dieses eine Mal (und sicher nur dieses eine Mal) sein zu lassen. Schon entstand eine kurze Philosophiestunde über den Begriff Spontanität, ob der spontane Drang ins Tessin zu gehen auch noch zu unserer Spontanitäts-Definition vom Anfang der Rei-

se passte. Wir mussten uns schliesslich eingestehen, dass Spontanität am Anfang über unser App definiert worden war.

Um es etwas spannender zu machen, liessen wir die App eine Zahl generieren, die das Gleis bestimmte und würfelte danach die Anzahl Stationen. St. Moritz war die Richtung, Reichenau-Tamins die Station. Eines lässt sich vorweg sagen, fährt niemals nach Graubünden oder kehrt um, solange es noch geht. Nicht, dass der grösste Schweizer Kanton kein Besuch wert wäre – im Gegenteil. Aber das Angebot an Strecken ist nicht gerade verlock-

tungen weiter. Erneut entbrannte eine Definitionsdiskussion über Spontanität. In Anbetracht der Situation in diesem Tal im Graubünden fanden wir, dass Spontanität schliesslich auch bis zu einem gewissen Grad Regellosigkeit bedeutet und somit den Regelbruch der zuvor bestimmten Spontanität legitim sei.

Auf unserer gesamten Reise wurden wir genau zweimal kontrolliert. Einmal auf der Fahrt nach Thusis, das zweite Mal bei unserer Rückkehr nach Chur. Kurz nacheinander fuhren wir von Chur nach Thusis und retour. Der nächste An-



Michelle, Fiorella und Laura unternahmen die tollkühne Reise.

ckend. Schnell ist man hier wieder beim Schweizer Kaff-Problem angelangt: Von Chur aus gehen die meisten Strecken, wenn nicht zurück in Richtung St. Gallen oder Zürich, in irgendwelche Täler. Von dort aus kann man bei den meisten Stationen entweder in die gleiche Richtung weiterfahren, oder als zweite Option den Zug zurück nach Chur, dem Knotenpunkt des Bündnerlandes, nehmen.

So kam es, dass wir wiederum unsere eigenen Regeln brachen und Reichenau-Tamins an uns vorbeiziehen liessen, um erst bei Thusis auszusteigen. Dies haben wir aus praktischen Gründen entschieden, denn auf der SBB-Karte sah es so aus, als gingen von Thusis wieder Züge in mehrere verschiedene Rich-

schlusszug in Thusis war, ach wie schade, der Zug zurück nach Chur. Dieses eher unnötige Hin- und Herfahren hat sicherlich die schönen Statistiken der SBB leicht durcheinandergewirbelt. Wer fährt schon irgendwo in ein Kaff und dann fünf Minuten wieder zurück? Es lässt sich eben nicht alles mit Zahlen erklären, wie sich das die Statistiker wünschen.

Siehe da, kurz vor dem Aussteigen in Thusis trifft man im Zugwagen noch eine alte, jahrelang nicht gesehene Bekannte – die theoretisch perfekte Gelegenheit für ein kleines, spontanes Schwätzchen. Doch nein, auszusteigen gebietet uns das Gesetz der Spontanität. Und so haben die von uns definierten spontanen Regeln eine spontane Konversation par excellence versaut.

Essen muss geplant sein

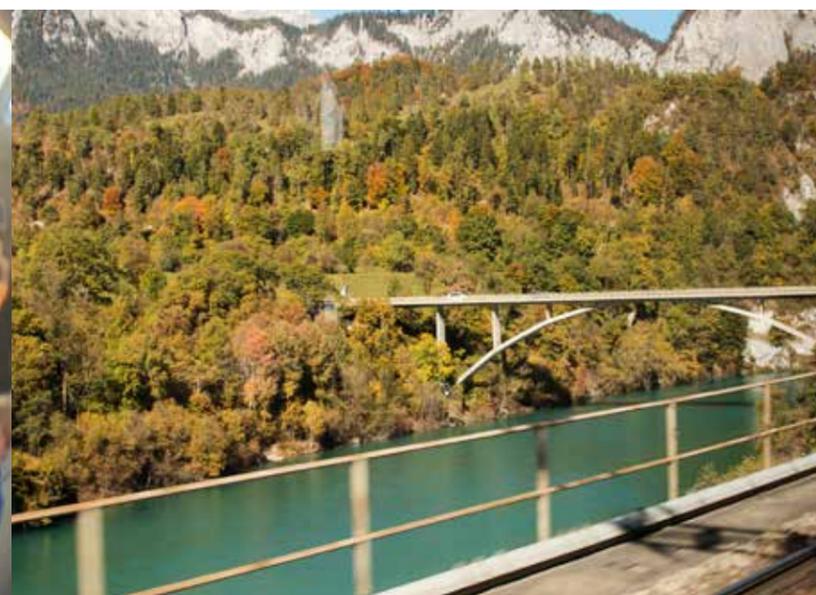
Unsere knurrenden Mägen dankten es uns definitiv, dass wir nach Chur zurückkehrten.

Bei der Nahrungsaufnahme überliessen wir aber nichts dem Zufall. Es wurde nicht nach einem guten Café gewürfelt, sondern kurzerhand die Churer Kollegin gefragt, wo man denn in Chur gut speisen könne. Den Rat befolgend setzten wir uns in die wärmende Bündner Sonne und genossen unsere Kaffees inklusive Verpflegung. Obwohl wir uns kaum kannten, vertieften wir uns sogleich in Gespräche. Freund, Studium, Reisen – es gibt viele Themen, die man auch

um ein paar mickrigen Minütchen. Durch und durch spontan zu sein hat eben nicht nur seine Vorteile. Man gibt die Kontrolle völlig ab, lässt sich treiben im Strom der Möglichkeiten und nimmt die erstbeste davon – ohne zu überlegen, ob man das auch tatsächlich will. Für unsere Reise war es spannend, spontan zu sein. Man sieht Orte, wo man nie im Leben hingefahren wäre. Man erlebt Dinge, die man sonst wohl kaum erlebt hätte. Doch man lässt sich von der Spontanität auch ein Stück weit versklaven. Nichts mehr entscheiden zu können kann eben auch ganz schön mühsam, wenn nicht schon wieder unspontan sein.

wirklich erklären, aber wir waren einfach froh, endlich in Zürich zu sein. Von dort aus hätte der Random Generator uns zur Abwechslung für einmal in eine ganz andere Richtung schicken können. Fribourg, Genf oder auch Basel hätten wir ganz spannend gefunden. Mit Betonung auf «hätte», denn der Blick auf die Uhr verhinderte den nächsten Einsatz unseres Reiseführers: Es war schon Abend. Die nächste Lektion, die wir gelernt haben und euch nicht vorenthalten wollen: Plant am Abend keine Treffen oder Ähnliches ein, so wie wir das teils gemacht hatten, denn die Zeit geht garantiert rascher vorbei als gedacht. Am besten ist es – aber das gilt natürlich nur für Spontanitäts- und Zugliebhaber, die gerade sowieso nichts zu tun haben – sich mehrere Tage Zeit zu nehmen. Die Schweiz ist verkehrstechnisch wirklich eine Perle und folglich mehr als nur einen Tag spontane Reise wert.

So verabschiedeten wir uns voneinander. Viele Zugkilometer, Erlebnisse, Gespräche und Kaffees reicher, sodass aus flüchtig bekannten Kommilitoninnen sich besser kennende Bekannte, ja schon fast Freundinnen entstanden sind. Jede ging ihres Weges nach Hause – natürlich mit unserem überaus treuen Begleiter, der SBB App.



Das Bündnerland von seiner schönsten Seite.

mit kaum Bekannten führen kann. Es werden Gemeinsamkeiten entdeckt, Diskussionen geführt und darüber glatt die Zeit vergessen. Dies erwies sich aber als äusserst verhängnisvoll für unsere Weiterreise.

Wir hatten beschlossen, selbst in die Reise einzugreifen, indem wir den Zug nach Zürich nehmen würden, um unsere Optionen an Reisezielen zu vergrössern und nicht noch einmal in Thusis zu landen. Gesagt, getan. Doch leider ist die SBB nicht so spontan wie wir, was sich darin manifestiert, dass Züge nach Zürich nicht vom Himmel fallen. Also brauchte es in diesem Fall die altbekannte Planung und Voraussicht. Weder das eine noch das andere hatten wir an diesem Tag im Gepäck. Das Ergebnis: Wir verpassten den Direktzug nach Zürich

Uns verblieb als Option entweder eine geschlagene halbe Stunde zu warten, oder aber eine Zugverbindung zu nehmen, die uns zwingen würde, mehr als zwei Mal umzusteigen und uns schlussendlich nach Zürich bringen würde. Dies aber in einem massiv längeren Zeitraum als der Direktzug. Wir nehmen uns für das nächste Mal vor, trotz aller Spontanität die Verbindungen abzuchecken, bevor man sich dem Kaffee und dem Plaudern hingibt. Nach einer längeren Wartezeit an einem Bahnhof zwischen Chur und Zürich kamen wir dann in Zürich an, mit einem Zug der bezüglich Aussehen so gar nicht zu den Zügen der SBB-Flotte passte. Der aussergewöhnliche Zug fuhr weiter nach Budapest. Wieso der genau von Chur kam, konnten wir uns nicht

Dos

- Spontan sein, dabei Spontanität aber nicht zu eng definieren;
- Tages-GA bei der Gemeinde holen;
- Start: Am besten am Zürich HB;
- Mit (fast) unbekanntem Menschen reisen;
- Proviant für eine ganze Armee einpacken;
- Mehrere Tage reisen.

Don'ts:

- Immer den eigenen Regeln folgen;
- Sich am Abend verabreden;
- Sich einer App total unterwerfen.

Text

Laura Rufé, Michelle Steinegger

Bild

Fiorella Linder



In der idyllischen Stadt am Zugersee verkehrt die Blockchain-Szene. (zvz)

Zug – der neue Blockchain Hub?

Der Kanton Zug verdankt seinen Namen ursprünglich dem Fischzug am haus-eigenen See. Heute zieht er insbesondere Grossfirmen und Blockchain-Start-ups aus der ganzen Welt an.

Der Kanton Zug, Heimat der Zuger Kirschtorte, des EVZ sowie zahlreicher vermeintlicher Steuerflüchtlinge und Briefkastenfirmen, ist bekannt für den tiefen Steuersatz und die grosse Anzahl multinationaler Unternehmen, die sich im kleinen Zentralschweizer Kanton niedergelassen haben. Namhafte Firmen wie Siemens, Glencore, Roche und Johnson&Johnson gehören zu den wichtigsten Arbeitgebern im Kanton. Partners Group, eine der bedeutendsten Private Equity Firmen weltweit, ist in Zug gross geworden. Rund 200 Rohstoff-, 250 Life Science- und über 1000 ICT-Firmen tummeln sich laut der Webseite des Kantons zurzeit in Zug. Seit den letzten drei bis vier Jahren ist ein neuer Trend erkennbar: Eine Blockchain-Firma nach der anderen eröffnet ihre Büros in Zug. Rund 40 Blockchain-Unternehmen haben sich bisher im Kanton niederge-

lassen. «Es werden jedoch von Woche zu Woche mehr», erzählt Guido Bulgheroni von der Volkswirtschaftsdirektion. Einige der ersten waren die Bitcoin Suisse AG, der Plattform-Anbieter Monetas und die Ethereum Stiftung. Letztere ist bekannt für «Ether», die nach Bitcoin zweitmeistgehandelte Kryptowährung der Welt. In lockerer Runde mit Vertretern dieser Unternehmen und dem Kanton sei denn auch der ans kalifornische Silicon Valley angelehnte Name «Crypto Valley» entstanden. «Niemand hatte damals gedacht, dass diese neue Bezeichnung für die Region Zug auf eine so starke Resonanz treffen würde», berichtet der HSG-Alumnus weiter. Es sei ein regelrechter «Cluster-Effekt» entstanden. Laut Bulgheroni ziehen sich die Blockchain-Firmen gegenseitig an.

Mehr als eine Steueroase

Liegt die Anziehungskraft von Zug bloss an der fiskalpolitischen Attraktivität? «Mitnichten», meint

Kantonsvertreter Bulgheroni und verweist auf die Nähe zum Flughafen Zürich und die vielen gut ausgebildeten Arbeitskräfte der Region. Zudem sei der Steuersatz für Start-ups von untergeordneter Bedeutung, da diese zu Beginn selten profitabel sind.

Dieser Meinung ist auch Ralf Kubli von Lakeside Partners, eine auf Blockchain spezialisierte Venture Capital Firma mit Sitz in Zug. Die Flexibilität eines kleinen Kantons sieht er als eine weitere Stärke von Zug. «Zug ist einfach super durchorganisiert», meint er. Kubli ist überzeugt, dass es noch viele weitere Blockchain-Firmen nach Zug ziehen wird: «Der Hype hat gerade erst begonnen.» Beachtet man, dass Zug den ersten Rang im kantonalen Wettbewerbsindikator der UBS einnimmt und die Stadt Zug auf Platz zwei in Punkto Lebensqualität im Städte-Ranking der Bilanz liegt, klingt diese Prognose plausibel.

Stadt Zug goes Blockchain

Einen weiteren Faktor stellt die gelebte Innovationsmentalität der Stadt Zug dar. «Die Stadt Zug wollte nicht nur von der Blockchain-Technologie reden, sondern eigene Erfahrungen damit sammeln», erzählt Dieter Müller, Leiter Kommunikation der Stadt Zug. So war sie im Sommer 2016 die weltweit erste staatliche Behörde, die Bitcoins als Zahlungsmittel akzeptierte. Einwohner können nun Beträge bis zu 200 CHF bei der Einwohnerkontrolle in Bitcoins begleichen. Diese werden nach der Transaktion jedoch umgehend in Schweizer Franken umgetauscht, «um nicht mit Steuergeldern zu spekulieren», so Müller. Zwei bis dreimal pro Monat werde das Angebot heute genutzt.

Ein weiteres Signal möchte die Stadt Zug demnächst mit der Einführung einer Blockchain-basierten E-ID setzen. «Langfristig ist das Ziel, per App städtische Dienstleistungen beziehen zu können und elektronische Umfragen durchzuführen», erzählt Müller.

Die neue Technologie hat aber auch ihre Kritiker. Laut Müller raten einige Nationalratspolitiker zu Vorsicht im Umgang mit Blockchain-Applikationen, da letztere oft mit Cyber-Kriminalität und Schwarzgeld in Verbindung gebracht werden. So könne ein E-Voting Angriffsflächen für Hacker bieten und zu manipulierten Umfrage- oder Abstimmungsergebnissen führen. Um kriminelle Aktivitäten über Blockchain-Technologie zu verhindern, arbeite die Finma zurzeit an einer Regulierung, während die Crypto Valley Association einen Code of Conduct entwerfe.

Wein gegen Bitcoin

Ruft man die Internetseite «coinmap.org» auf, zeigt sich, dass es in Zug neben der Bitcoin Suisse AG fünf weitere Unternehmen gibt, bei denen man in Bitcoins bezahlen kann: Eine Treuhandfirma, ein Versicherungsmakler, zwei Zahnärzte und ein Weinhändler. Albert Osmani, Geschäftsführer des House of Wines, führte die Bitcoin-Zahlung im Juli 2017 ein. Wie die Stadt Zug spürte auch er die starke Signalwirkung: «Ich habe viel Publicity und einige neue Stammkunden gewonnen.» In seinem Laden können die Kunden mit der Bitcoin Wallet App bezahlen. Die Zahlung nimmt Osmani mit seinem iPad entgegen, indem er eine von Bitcoin Suisse entwickelte App verwendet. «Der Kunde

und ich erhalten eine sofortige Bestätigung und mir werden keine Kommissionsgebühren belastet», freut sich der Weinhändler. In den paar Minuten, in denen seine Applikation die Bitcoins wieder in Franken umwandelt, könne es bereits zu kleineren Abweichungen beim Frankenbetrag kommen, erzählt Osmani. Ein eindrückliches Beispiel für die starken Kursschwankungen des Bitcoin.

Wie geht es nun weiter im Crypto Valley? Bei der Stadt Zug weiss man, dass die Start-ups schnell wieder wegziehen können. «Zug steht in Konkurrenz mit internationalen Hubs wie Berlin oder Singapur», sagt Dieter Müller. Deshalb sei es wichtig, am Ball zu sein, um für die Blockchain-Szene attraktiv zu bleiben. Ähnlich argumentiert Kubli vom VC Lakeside Partners: «Wir haben einen Zeitraum von ein bis drei Jahren, um die Schweiz als eines der wichtigsten Blockchain-Hubs zu positionieren. Beginnen müssen wir in Zug.» So arbeitet Lakeside Partners zurzeit am Projekt Crypto Valley Labs, womit Co-Working Spaces für die Blockchain-Szene gemeint sind. Ganz im Sinne der Blockchain-Ideologie werde in den Labs alles über sogenannte Tokens laufen, zum Beispiel werden die genutzten Meetingräume automatisch über Smart Contracts verrechnet. Für die Öffentlichkeit wird es zudem ein Café geben, wo sie sich mit der Technologie auseinandersetzen kann. Die Eröffnung ist Ende 2017 geplant. Zug werde somit zum «Genesis Hub», von wo aus die Labs weiter expandieren wollen.

Zum ersten Mal findet im November übrigens ein internationaler Blockchain Summit in Zug statt und Anfang Jahr wurde die Crypto Valley Associa-

tion (CVA) mit dem Ziel, das Blockchain-Ökosystem in Zug zu fördern, gegründet. Ausserdem hat sich vor ein paar Wochen im Kanton Zug ein weiterer Meilenstein für Kryptowährungen ereignet: Die erste Firmen-gründung weltweit, bei der Bitcoins als Sacheinlage akzeptiert wurden. Zug als Blockchain Hub scheint also fast nichts mehr im Weg zu stehen.

Text

Eveline Fenk



Blockchain-Technologie

Die Blockchain-Technologie ermöglicht die Abwicklung von Transaktionen über öffentliche, dezentralisierte Datenbanken. Diese Transaktionen können jede Art von Information beinhalten, beispielsweise Geldüberweisungen, Abstimmungen oder das Einhalten eines Vertrages («Smart Contract»). Weil für diese Transaktionen kein Intermediär nötig ist, die Authentizität der Daten automatisch sichergestellt wird und sie von allen im Netzwerk zurückverfolgt werden können, wird die Blockchain-Technologie als revolutionär bezeichnet.

Weitere Infos

- blockchaintechnews.com
- gruenderszene.de/lexikon/begriffe/blockchain
- startupmanagement.org

Bei Albert Osmani können Kunden mit Bitcoins bezahlen. (zvz)



Artikel 155 kommt zum Zug

Die Lage in Spanien spitzt sich zu. Die katalanische Regionalregierung ist auf Konfrontationskurs. Die Geschichte eines ungleichen Paares.

Die Region Katalonien ist in Aufruhr. Spanien ist kein Nationalstaat. Vielmehr ist es ein Vielvölkerstaat aus mehreren Nationen und kleineren Ethnien, welche vor allem in der Peripherie leben. Während im Zentrum und im Süden Kastilisch, also das klassische Hochspanisch, dominiert, spricht man im Norden und im Osten Katalanisch, Baskisch und Galizisch. Die Region Katalonien ist etwas kleiner als die Schweiz und hat 7,5 Millionen Einwohner. Katalonien macht etwa 20 Prozent des BIP Spaniens aus und ist somit neben dem Gebiet um Madrid die wirtschaftlich wichtigste Region des Landes. Gemäss Hugo Marcos-Marne, Postdoc Researcher an der Universität St. Gallen, verstehen sich die meisten Katalanen nicht als Spanier und wenn, dann nur in einer sekundären Rolle. Selbst aus Spanien kommend, forscht er am Institut für Politikwissenschaften mit dem Schwerpunkt nationale Identitäten und Populismus.

Das Spanien, welches wir heute kennen, wurde aus einer Vielzahl an kleineren Königreiche nach der Reconquista zusammengeschlossen. So geschah es auch mit dem Königreich Aragon, zu dessen Gebiet das heutige Katalonien gehörte und in dem Katalanisch gesprochen wurde. Durch eine Heirat wurden die beiden Königreiche vereint, wobei Kastilien die zentrale Rolle übernahm. Politisches Zentrum blieb dabei immer Madrid. Besonders während der Diktatur von Franco wurde viel Wert auf eine Homogenisierung der Gesellschaft gelegt. So war es verboten, die Minderheitensprachen zu sprechen oder katalanische Bücher zu lesen. Das Regime untersagte kulturelle Praktiken und machte häufig Gebrauch von Gewalt.

Nach dem Tod Francos und der Rückkehr zur Demokratie wurden die Katalanen wieder gleich behandelt wie die Spanier und es wurden ihnen sogar gewisse Autonomierechte gewährt. Vollständig respektiert wurde ihre Kultur jedoch nie. Gemäss Marcos-Marne kommt daher der grösste Teil der Ressentiments. Für viele Minderheiten in Spanien ging der Kampf für Freiheit und Demokratie auch immer mit dem Kampf um kulturelle Identität einher. Es sei weniger eine Frage des Geldes, als vielmehr ein mangelndes Verständnis der Zentralregierung für die katalanische Identität. 2010 entschied das spanische Verfassungsgericht einige der 2006 gewährten Autonomierechte wieder aufzuheben, was der Auslöser für die jüngste Unabhängigkeitsbewegung war. 2015 gewannen die Separatisten die Mehrheit im Regionalparlament in Barcelona und kündigten ein Unabhängigkeitsreferendum an.

Der Tag des Aufstands

Am 1. Oktober stimmten die Katalanen über ihre Unabhängigkeit ab. Die Zustimmung lag bei 90 Prozent, jedoch war die Wahlbeteiligung mit 40 Prozent sehr niedrig. Marcos-Marne erklärt, dass die Gegner der Unabhängigkeit sowieso zu Hause blieben, da sie nicht an die Verbindlichkeit des Referendums glaubten. Der Wahltag war dann überschattet von exzessiver Brutalität, die vonseiten der spanischen Nationalpolizei gegenüber den Wählern ausgeübt wurde. Dabei wurden mehrere hundert Personen verletzt, was die Spaltung zwischen Spanien und Katalonien noch weiter verschärfte. Viele Katalanen sahen sich in die Zeit Francos zurückversetzt. Zusätzlich wurden mehrere Organisatoren der Protestbewegungen verhaftet. Ihnen werden schwere

Straftaten vorgeworfen, die bis zu 15 Jahren im Gefängnis führen könnten. Mariano Rajoy, der Ministerpräsident Spaniens, wählte in diesem Konflikt eine Strategie der Angst, um die Bevölkerung von der Strasse zu bringen. Erreicht hat er das Gegenteil, er verschärfte die Spannungen nur weiter. Carles Puigdemont, der Regionalpräsident Kataloniens, nahm das Resultat als Anlass, um die Abspaltung in Gang zu setzen. Er verhielt sich jedoch vorerst zögerlich und unternahm keine eindeutigen Schritte, da Mariano Rajoy sich nicht auf Diskussionen über die Unabhängigkeit Kataloniens oder dessen Autonomierechte einlässt. Rajoy zufolge war

das Referendum von vorneherein illegal und er sieht sich daher im Recht. Andererseits wollte Puigdemont auch nicht einseitig die Unabhängigkeit deklarieren, da dies zu einer direkten Intervention der Zentralregierung führen würde.

Die Europäische Union hat zwar die Gewalt verurteilt, bezog jedoch am Anfang noch keine Stellung. Tendenziell stellt sie sich gemäss Marcos-Marne jedoch auf die Seite Spaniens, da dieses ein Mitglied der Union darstellt und viele weitere EU-Staaten mit separatistischen Bewegungen zu kämpfen haben. Nach der Unabhängigkeitserklärung Kataloniens erklärten viele EU-Staaten, dass sie die Souveränität der Region nicht anerkennen würden und dass die Zentralregierung dringend den Dialog suchen müsse.

Eine Republik Katalonien?

Am Freitag dem 27. Oktober hat das katalanische Regionalparlament für eine Abspaltung von Spanien gestimmt und die Republik Katalonien ausgerufen. Puigdemont hat den Hardlinern in seiner Koalition nachgegeben, die eine sofortige Unabhängigkeitserklärung bevorzugten, während der Präsident Kataloniens eher vorsah, wieder Neuwahlen aus-

zurufen. Damit ist die Regionalregierung auf offenem Konfrontationskurs mit Rajoy.

Gleichzeitig debattierte der Senat in Madrid über den Einsatz von Artikel 155 der spanischen Verfassung, welcher es dem Ministerpräsidenten erlaubt, Massnahmen einzuleiten, um die Ordnung in Katalonien wiederherzustellen. Der Senat stimmte am Schluss für den Artikel und erlaubt es so Rajoy, Puigdemont abzusetzen, eine Interim-Regierung einzusetzen und Neuwahlen auszurufen. Rajoy ist eindeutig im Recht, da Puigdemont mehrmals die Verfassung gebrochen hat. Der Ministerpräsident muss dabei jedoch aufpassen, die Katalanen nicht noch weiter von Spanien wegzustossen. Die konservativen Wähler im Rest Spaniens stehen hinter dem Einheitsstaat und erwarten daher von Rajoy, dass er alles Mögliche tut, um Katalonien in Spanien zu behalten. Rajoy steht also vor einem Dilemma, in welchem er auf einer Seite die Katalanen nicht vergraulen, auf der anderen Seite aber auch keine Schwäche gegenüber seinen Wählern zeigen möchte.

Der Weg zu einer anerkannten Republik Katalonien ist steinig. Neue Anhänger für die EU müssen von allen Mitgliedern bestätigt werden, so auch von Spanien. Marcos-Marne hält es für unrealistisch, dass Spanien dies akzeptie-

ren würde. Langfristig müssen sich Katalonien und Spanien arrangieren können, damit Katalonien wieder der EU beitreten könnte. Die katalanische Regionalregierung hat bereits erklärt, dass sie sofort mit der EU Verhandlungen aufnehmen möchte, um Teil der Union zu bleiben. Alle offiziellen Sprecher der EU-Staaten haben dies jedoch zurückgewiesen. Weiter haben auch viele Unternehmen im Falle einer Unabhängigkeit Kataloniens erklärt, sie würden nach Madrid umziehen. Einige Unternehmen, wie zum Beispiel Zurich, Freixenet und viele Banken haben dies bereits getan. Es ist also vorerst mit einem Wirtschaftseinbruch zu rechnen.

Sowohl für die Regierung in Katalonien, als auch für diese in Madrid ist die aktuelle politische Situation Neuland. Sicher ist nur, dass die nächsten Monate turbulent sein werden und dieser Konflikt mit einer Unabhängigkeitserklärung noch lange nicht geklärt sein wird. Früher oder später werden sich beide Seiten an einen Tisch setzen müssen, um über die Zukunft auf der iberischen Halbinsel zu verhandeln.

Text

Claudio Di Pizzo

Katalanische Separatisten bei einer Unabhängigkeits-Demonstration in Barcelona. (zvg)



Prof. Dr. Rolf Wüstenhagen

Lehrstuhl für Management erneuerbarer Energien



Papas Tesla ersetzt den Porsche

Sport, Super-Papa, Solarenergie – Prof. Dr. Rolf Wüstenhagen. Mit seiner Leidenschaft für Nachhaltigkeit setzt er sich Tag für Tag am Lehrstuhl für Management erneuerbarer Energien ein. Auch privat lebt er umweltbewusst.

Prof. Dr. Rolf Wüstenhagen trifft mit dem Velo beim neuen Tibits am Bahnhof St. Gallen ein. Hier habe er noch keinen Stammpplatz, in Zürich hingegen schon, meint er lachend. Dass Wüstenhagen ein vegetarisches und veganes Restaurant als Treffpunkt vorgeschlagen hat, ist kein Zufall. Nachdem er sich – «ein bisschen Stereotyp muss sein» – einen grünen Smoothie bestellt hat, setzen wir uns in den ersten Stock des Restaurants. Wir bleiben lieber bei einem Cappuccino.

Die Öko-Diät

Mit 15 Jahren hat sich Wüstenhagen entschieden, sich vegetarisch zu ernähren. Den Anstoss gab das Buch «Diet for a Small Planet» (deutschsprachiger Titel: «Die Öko-Diät»), das er durch seinen Bruder entdeckte. Je mehr er sich in das Thema einlas, desto klarer wurden ihm die Vorteile einer vegetarischen Ernährung.

Auf Fleisch zu verzichten ist nur eine von vielen Massnahmen, die für ihn zu einem nachhaltigen Lebensstil gehören. «Im Herbst ziehe ich lieber auch mal einen Pullover an, als gleich die Heizung aufzudrehen.» Einst schleppte Wüstenhagen mit seinem Kollegen eine Tonne für die Entsorgung von Aluminium mit in die Schule – damals war es noch undenkbar, dass man an jedem Bahnhof getrennte Mülltonnen vorfindet.

Nach Alu kommt Atommüll

Ausgeweitet hat sich das Interesse für Nachhaltigkeit mit der Katastrophe von Tschernobyl 1986. Erneuerbare Energien kamen zum ersten Mal ins Spiel. Dies inspirierte Wüstenhagen auch bei der Studienwahl.

Zuerst dachte er an Physik und Umwelttechnik. «Dann kam irgendwoher der Tipp aus dem Umfeld: Du, Wirtschaft spielt auch eine Rolle.» So kam er zu seinem Studium des Wirtschaftsingenieurwesens in Karlsruhe und Berlin. Nach einigen Zwischenstationen fand Wüstenhagen den Weg nach St. Gallen, wo er seit 2009 den Lehrstuhl für Management erneuerbarer Energien leitet.

In seinem CEMS-Master-Kurs «Model UNFCCC» ist Energie ein wichtiges Stichwort. Der Kurs ist keine klassische Vorlesung, in der die Studenten nur dasitzen und zuhören. Stattdessen simulieren die Studierenden aus St. Gallen und sieben anderen europäischen CEMS-Schools aktiv die UNO-Klimaverhandlungen – das setzt viel persönliche Energie frei.

Auch wenn die HSG mehr für Ökonomie als für Ökologie bekannt ist, hatte sie, im Vergleich zu anderen Universitäten, schon früh ein offenes Ohr für nachhaltige Projekte. Dies dürfte nicht zuletzt dem traditionell hohen Anteil an Drittmitteln zu verdanken sein. Durch Drittmittel können nachhaltige Forschungsprojekte und deren Umsetzung besser finanziert werden. In St. Gallen trafen zudem Leute, die sich für Nachhaltigkeit interessieren, auf solche, die etwas bewegen wollen – daraus ergebe sich eine spannende Mischung, findet Wüstenhagen.

Photovoltaik nicht fotogen?

Die Solarzellen auf dem Dach der Universität sind nach wie vor ein sehr heikles Thema. Da das Hauptgebäude unter Denkmalschutz steht, wurden zahlreiche Vorstösse immer mit derselben Begründung

abgelehnt. «Ein paar wenige Entscheidungsträger im kantonalen Baudepartement sind felsenfest davon überzeugt, dass die Gebäude stets so bleiben müssen, wie sie sind. Und weil die Flachdächer so schönen Kies obendrauf haben, sei es undenkbar, darauf Solarzellen zu installieren», schmunzelt unser Gegenüber.

Nicht nur Wüstenhagen, sondern auch HSG-Studenten versuchen schon jahrelang etwas dagegen zu unternehmen, bisher jedoch erfolglos. Besonders der studentische Verein Oikos war in diesem Bereich sehr aktiv. Wüstenhagen interessiert es brennend, wie die Studierenden das mit den Solarzellen auf dem Dach des Hauptgebäudes sehen. (Auf der Facebook-Seite von prisma findet ihr eine Umfrage zu diesem Thema.)

Schlechte Vorbilder

Nachdem Präsident Trump im August 2017 den Austritt der USA aus dem Pariser Klimaabkommen verkündet hat, stellt sich die Frage, wie man Massnahmen für Nachhaltigkeit auf globaler Ebene am besten umsetzt. Wüstenhagen findet, dass westliche Demokratien in dieser Hinsicht ihrer Verantwortung nicht gerecht werden: «Ich habe nach wie vor das Gefühl, dass es eigentlich unterschätzt wird, wie viel Vorbildwirkung wir in wohlhabenden Ländern haben. Der durchschnittliche Bewohner eines Entwicklungslandes träumt davon, so zu leben wie in reichen westlichen Ländern. Wenn wir ihm vorleben, dass man ein zwei Tonnen schweres Auto mit 15 Liter Benzinverbrauch fahren und zwei-

mal im Jahr zum Shopping nach New York fliegen muss, dann will er das auch.» Wir sollten besser auf Teslas oder Velos umsteigen und diese zu den neuen Trends machen.

«Das Gefährlichste ist, wenn die Leute aufhören selbst zu denken.» Dies geschah in den Augen von Rolf Wüstenhagen in der Vergangenheit viel zu oft und auch heute sei es nicht viel besser. Deswegen ist ein vorbildliches Verhalten in jeder Position wichtig. Ob als Bundesrat, Chefin eines grossen Unternehmens oder als Familienvater, in allen Rollen hat man eine Wirkung auf Andere. Konsistenz durchs Leben hindurch ist ihm ein grosses Anliegen. Wüstenhagen findet es wichtig, seiner Tochter Wissen über ein nachhaltiges Leben mit auf den Weg zu geben. «Damit meine Tochter in Zukunft auch noch gut auf diesem Planeten leben kann, muss man heute etwas tun.» Auch sie beginne sich zu engagieren und habe vor der letzten Energieabstimmung eine Diskussion mit ihrer Klasse und dem 64-jährigen Lehrer geführt.

OL ohne Limit

Zeit in der Natur verbringen kann Wüstenhagen nicht allzu viel, denn die tägliche Arbeit nimmt einen Grossteil seines Lebens in Anspruch. Doch wenn er mal länger draussen ist und sich bewegen möchte, dann beim Orientierungslauf (OL). Bereits seit dem Teenageralter ist er begeisterter OL-Läufer und nimmt heute noch an Wettkämpfen teil. Seine Ferien verbindet er wenn möglich mit internationalen Läufen. Wüstenhagens erste Interrailreise im Alter von 15 Jahren führte ihn zu einem 6-Tage-OL nach Schottland, inklusive Abstecher nach Südfrankreich auf dem Rückweg.

Diese Leidenschaft färbte auch auf seine Tochter ab. «Orientierungslauf ist eine Schule fürs Leben. Man wird ziemlich früh eigenständig. Das sehe ich bei meiner 13-jährigen Tochter, die sich schon ziemlich souverän durch estnische, finnische und britische Wälder bewegt.»

Schulen im Verzug

Apropos Schule: Da gibt es in den Augen unseres Interviewpartners noch viel Handlungsbedarf. Themen wie

Klima und Nachhaltigkeit kommen im Unterricht nur am Rande vor. Der Lehrplan 21 versucht hier Verbesserungen zu erreichen, ein Problem sei aber die politische Polarisierung. «Es ist noch nicht überall angekommen, dass Nachhaltigkeit eigentlich kein Thema für Rechts-Links-Schubladen ist, sondern uns alle betrifft.» Traurigerweise haben Umweltkatastrophen wie Tschernobyl und Fukushima oft mehr bewirkt als etwa die langen Berichte der Klimaforschung, wenn es darum geht, bei der Bevölkerung etwas auszulösen und sie zum Nachdenken anzuregen.

Einer Person, die sich noch nicht so mit Nachhaltigkeit auskennt, würde Wüstenhagen folgenden Gedanken mit auf den Weg geben: «Überleg dir mal, wo deine Energie herkommt und wo die Emissionen landen, die du damit verursachst.»



Interview Michelle Meyer, Amelie Schöll

Bilder

Lola Pichel

Interview mit Jolanda Neff

Spitzensport und Studium – ein herausfordernder Balanceakt, der keine Zeit fürs Sofa übriglässt. Trotzdem denkt Mountainbike-Weltmeisterin Jolanda Neff nicht daran, auf die Normalität des Studiums zu verzichten.

Sie sind auf gutem Weg, die beste Mountainbikerin aller Zeiten zu werden. Inwiefern realisieren Sie Ihren Erfolg?

Ich durfte sicher ein paar schöne Erfolge feiern. Man darf aber nie vergessen, dass unzählige Stunden Aufbau und Training dahinterstecken. Seit meinem ersten U23-Weltmeister-Titel (2012) sind bereits fünf Jahre vergangen. Grosse Erfolge brauchten meist mehrere Anläufe, in denen ich immer wieder etwas verbessern konnte. Wenn es sein müsste, könnte ich den Weg für einen solchen Erfolg wie den Weltmeister-Titel noch einmal gehen. Das gibt mir Sicherheit.

Wieso klappte es ausgerechnet in dieser Saison mit dem Weltmeistertitel?

In den vergangenen drei Jahren gewann ich im Frühling jeweils fast alle Rennen. Dieses Jahr gewann ich bis im Mai kein einziges – eine komplett andere Situation also. Vor der EM Ende Juli war ich guten Mutes und nahm mich dann mit einem Sturz selbst aus dem Rennen. Durch die erlittene Schulterverletzung sah ich mich gezwungen, den Fokus mitten in der Saison neu zu setzen. Danach konnte ich mich einen Monat lang gut vorbereiten, mit Qualität trainieren und das Weltcup-Finale in Italien gewinnen. Zwei Wochen später wurde ich Weltmeisterin in Australien.

Wie wichtig ist Ihnen die Bestätigung eines Erfolgs?

Es ist immer ein anderes Paar Schuhe, etwas zum ersten, oder aber zum zweiten Mal zu gewinnen. Nach dem Gewinn des ersten Gesamtweltcups als jüngste Siegerin aller

Zeiten war mir die Bestätigung extrem wichtig. Beim zweiten Mal ist der Wettkampf zwar derselbe, aber alles rundherum ist so viel schwieriger. Dreimal mehr Leute wollen dir einen Tipp geben.

Wiegt der eigens von Ihnen erzeugte Druck schwere als jener von aussen?

Den Druck machst du dir schlussendlich immer selbst. Da ich das, was ich tue, gerne mache, gibt es gar keinen eigentlichen Druck. Ich habe meine Ziele und möchte diese erreichen. Du bist derjenige, der im Endeffekt entscheidet, wie nahe du etwas an dich heranlässt. Wenn die Öffentlichkeit das Gefühl hat, ich müsse das Rennen gewinnen, will ich das in der Regel schon seit fünf Jahren. Deshalb fällt es mir relativ leicht, mit hohen Erwartungen von aussen umzugehen.

Ist verstärkte Abschottung gegenüber der Öffentlichkeit kein Thema?

Das wird schnell als arrogant oder hochnäsiger aufgefasst. Du musst immer zu allen freundlich bleiben und für dich selbst wissen, was richtig ist. Irgendwann lernt man besser damit umzugehen, auch wenn es immer wieder aufs Neue eine Herausforderung ist. Dadurch, dass ich in den ersten drei Monaten der Saison «nirgends» war, interessierte sich niemand mehr für mich.

Ihr Vater ist Ihr Trainer. Wie häufig kommt es zu Konflikten?

Jeder Athlet ist individuell. Für den einen passt dieser Trainer-Typ, und für den anderen ein völlig anderer. Mit meinem Vater harmoniert es wunderbar. Er tickt ähnlich wie ich und weiss genau, wie er mir seine Inputs verklickern kann. Konflikte gibt es nie, er streitet nicht gerne. Ich möchte an der

Jolanda Neff krönte sich vor zwei Monaten zur Mountainbike-Weltmeisterin.



Stimmungsvolles Ambiente im neuen Tibits St.Gallen.



Situation nichts ändern. Von aussen scheint es so, dass er nur Trainer vor mir ist, weil er gleichzeitig mein Vater ist. Er wird nie als der Trainer angeschaut, der mich zur Weltmeisterin machte.

Wie häufig empfinden Sie das Training als Pflichtprogramm?

Ich gehe immer gern trainieren. Wenn ich an einem Tag nicht aufs

Velo kann, gefällt mir das gar nicht. Schön ist, dass man beim Velofahren nicht ständig am Anschlag ist. Wenn flaches Erholungstraining angesagt ist, belastet dich das nicht sehr stark. Im Gegenteil: Es baut dich eher auf. Anschliessend fühlst du dich besser und frischer. Logischerweise gibt es aber auch harte Trainings, nach denen man erschöpft und glücklich ist.

Was tun Sie, um abzuschalten und sich zu entspannen?

Das Problem ist: Ich habe keine Zeit dafür. Das Training ist meine «Erholungszeit». Als ich letztens bei meinem Bruder in der WG war, chillten alle auf dem Sofa. Erst da wurde mir klar, dass man das überhaupt kann (lacht). Mir fehlt es aber gar nicht, aufs Sofa zu liegen. Wenn ich Velofahren gehe, schaue ich, dass möglichst immer eine Kollegin oder ein Kollege mitkommen kann. Daneben würde ich mir trotzdem mehr Zeit mit Kollegen wünschen.

Wie formulieren Sie Ihre Ziele für einen Grossanlass wie Olympia?

Die interne Formulierung der Ziele mit dem Trainer ist weniger zurückhaltend als die externe Formulierung in den Medien. Sobald du in den Medien einmal etwas sagst, hängen sie dich an dem auf und nehmen dich auseinander. Ich finde, dass es nur heisse Luft ist, über Ziele zu reden. Es macht viel mehr Sinn, über das zu reden, was du bisher erreicht hast. Beispielsweise ist als dreifache Weltmeisterin das logische Ziel Olympia. In Rio war mein Ziel gesund ans Rennen zu gehen – keine konkrete Platzierung.

Bei Olympia in Rio resultierte ein 8. Platz im Strassenrennen sowie ein 6. Platz im Mountainbike.

Würden Sie rückblickend etwas anders machen?

Im Frühling würde ich ein paar Sachen sicher anders machen. Nicht einmal weniger auf Strassenrennen setzen, aber vielleicht das Höhen Trainingslager anders gestalten. Die Zeit in Rio würde ich etwas anders organisieren, auch in Bezug auf die Betreuer. Schlussendlich waren das meine allerersten Olympischen Spiele. Es ist ein Prozess, bis man weiss, wie das System «Olympia» funktioniert – ein Geheimrezept gibt es nicht.

Verletzungen während Grossanlässen machten Sie erst im Nachhinein publik. Leidet da nicht die Glaubwürdigkeit darunter?

Ich weiss selbst nicht, ob ich das nochmals gleichmachen würde. Mir war es kurz nach dem Rennen einfach nicht möglich, das zu sagen. Ich wollte nicht den Eindruck vermitteln, Ausreden für eine mittelmässige Leistung zu suchen. Im Rahmen

meines Saisonrückblicks schrieb ich dann alles so, wie es war. Wie gesagt, es waren meine ersten Olympischen Spiele und ich habe Mühe damit, wenn mir dann vorgeworfen wird, in einem so bitteren Moment keine Erklärung abgegeben zu haben. Die nicht endenden Vorwürfe machen es schwierig, diese Enttäuschung abzuhaken.

Haben Sie direkt nach Abschluss der Kantonsschule mit der Aufnahme eines Studiums geliebäugelt?

Nach der Matura war es für mich kein Thema. Während des letzten halben Jahres an der Kantonsschule habe ich mir jeden einzelnen Tag abgestrichen. Ich wollte nur noch trainieren und besser werden. Nach der Matura war ich drei Monate in Neuseeland, danach kam die Saison und im Anschluss daran durfte ich ins Sportmilitär. Das dauerte den ganzen Winter über. Dann war sogleich die Saison 2013 an der Reihe. Im nächsten Winter trainierte ich so gut wie noch nie. In der nachfolgenden Saison gewann ich erstmals den Gesamtweltcup. Es lief wie am Schnürchen und ich war Profisportlerin, bevor ich es selbst merkte.

Schlussendlich war Ihnen das Leben als reine Profisportlerin doch zu wenig erfüllend.

Im Winter 2014/2015 spürte ich, dass ich noch etwas für den Kopf brauche. Ich begann ein Fernstudium in Geschichte. Dieses war spannend und cool, aber organisatorisch unmöglich. Das Problem war, dass man an vier Samstagen pro Semester anwesend sein musste. Und Samstag ist Renntag. Ich habe tatsächlich Rennen abgesagt, um dort anwesend sein zu können. Auch im Olympia-Jahr wollte ich nach wie vor etwas für meinen Kopf tun. Ich lernte Spanisch. Das war cool, weil ich es mir selbst einteilen konnte. Es war «nice to have», hatte aber keinen klaren Weg. Dann kam die Idee eines regulären Studiums mit reduziertem Pensum auf.

Werden Sie die Doppelbelastung Studium und Spitzensport aufrecht erhalten?

Das Studium an der Universität Zürich (Anm. d. Red.: Geschichte im Hauptfach, französische und englische Literaturwissenschaften im Nebenfach) will ich unbedingt beibehal-

ten. Es gibt mir die Möglichkeit, mich in einem Umfeld zu bewegen, indem es nicht um den Sport geht. Die Leute reden mit mir, weil ich neben ihnen im Vorlesungssaal sitze und nicht, weil ich Velofahre. Das gibt mir eine Normalität, die ich sehr schätze. Zudem gefallen mir die Strukturen, die mir das Studium gibt.

War die HSG für Sie eine Option?

Leider nein. Ich finde die HSG sehr cool und habe auch Freunde, die dort studieren. Der einzige Grund, der für mich dagegensprach: Es sind nicht meine Fächer – ich bin nicht der Typ für Wirtschaft und Zahlen.

Als 24-Jährige gehören Sie zu den eher älteren Studierenden.

Auch mit meinen 24 Jahren komme ich mir nicht uralt vor an der Uni. Es kommt bestimmt niemand an die Uni und denkt von mir «Wow, die ist aber alt...» Ich werde sowieso immer jünger eingeschätzt. Ausserdem habe ich einen guten Grund, warum ich «erst» auf dieser Stufe des Studiums bin und das sind keine verhaueenen Prüfungen.

Wie kommen Sie mit Druck bei Klausuren zurecht?

Vor Prüfungen bin ich nicht so nervös. Im schlimmsten Falle erhalte ich eine schlechte Note. Weh tut das aber nicht.

Werden Sie an der Uni häufig um ein Selfie gebeten?

Fragen nach Selfies oder Unterschriften gibt es eigentlich nicht. Ich spreche nicht über den Sport und versuche, eine möglichst normale Studentin zu sein. Ich geniesse es, mit meinen Mitstudierenden übers Studium sowie Gott und die Welt zu reden. Ich kenne genug andere Leute, mit denen ich über den Radsport sprechen kann.

Sie leben seit noch nicht allzu langer Zeit in einer WG.

Ich wohne in einer für mich wirklich perfekten WG. Meine beiden Mitbewohnerinnen sind ebenfalls Olympionikinnen und verstehen den Sport bestens.

Sie sind glücklich als Single. Hätte in Ihrem straffen Zeitplan ein Freund überhaupt Platz?

Also wenn er nur auf dem Sofa her-

umliegen will, würde es schwierig werden. Es wäre sicher einfacher, wenn er auch Velofahren würde. Ich habe wirklich nichts gegen Leute, die nicht Sport als liebstes Hobby haben. Vom Zeitmanagement her würde es einfach furchtbar kompliziert werden. Ich bin nicht direkt auf der Suche, weil dies zeitintensiv ist und ich auch nicht die grosse Partygängerin bin. Zurzeit sind meine Prioritäten anders gesetzt und ich habe auch nicht das Gefühl, etwas zu verpassen.

Aus welchen Gründen würden Sie mit dem professionellen Mountainbiken aufhören?

Es müsste viel passieren, bis ich mich gegen den Radsport entscheiden würde. Es wird eher so sein, dass ein äusserer Einfluss dazu führt. Familie kann ein Grund werden, ist aber noch weit weg.

Wo sehen Sie sich nach Ihrer Profi-Karriere?

Klar mache ich mir die Überlegung: «Was fange ich danach mit dem Studium an?» Aber bis ich damit fertig bin, dauert es bestimmt noch fünf Jahre. Das ist eine lange Zeit und ich will mich jetzt noch gar nicht auf ein konkretes Ziel festlegen. Ich kenne aber Leute, die dasselbe studiert haben wie ich. Deren Beschäftigungen geben mir eine Zukunftsperspektive.



Interview/Bilder
Fabian Kleebe



Interview
Alessia Neuschwander

Steckbrief

Name: Jolanda Neff
Alter: 24 Jahre
Disziplin: Mountainbike

Grösste Erfolge:
Weltmeisterin (2017),
Gesamtweltcup-Siegerin
(2014, 2015), Marathon-Welt-
meisterin (2016), U23-Welt-
meisterin (2012, 2013, 2014)

Studium:
Geschichte im Hauptfach,
französische und englische
Literaturwissenschaften im
Nebenfach (Universität
Zürich)

Jolanda Neff schätzt die Normalität, die ihr das Studium an der Uni Zürich gibt.



Die Umfrage

Umfrage

Daniela Wendler und Andre Ruckdäschel



Was war dein/euer Highlight der Olma?

Nicole, BWL

Ich gehe jedes Jahr an die Olma, bin also ein sehr treuer Olmagast. Was mir besonders gefällt, ist, dass man immer etwas essen kann. Ich gehe mit meinen Freunden zuerst in die Essens-Halle, dort drehen wir zwei Runden und gehen dann Wein degustieren. Meistens gehen wir an denselben Stand und treffen die Leute wieder, die wir seit drei Jahren jedes Mal dort treffen. Danach gehen wir meistens an den Jahrmarkt.



Florian, Law&Eco und Kay, BWL

Wir waren dieses Jahr das erste Mal an der Olma und es hat uns gefallen. Etwas schade finden wir, dass alles immer schon so früh schliesst. Dafür genossen wir in unserer Männerfreundschaft einen sehr romantischen Moment, auf 85 Meter Höhe auf dem Karussell.



Florian, Assessment

Dieses Jahr war ich mit meinem Volleyballteam an der Olma. Wir sind da nach dem Training noch zusammen etwas trinken gegangen, danach in eine WG und dann wieder zurück zur Olma. Zu dem Zeitpunkt liefen auf dem Jahrmarkt noch die letzten Bahnen. Wir sind dann zu der einen Bahn gegangen, die einen kopfüber dreht. Beim Ticketkauf haben wir dem Besitzer gesagt, dass er extra Trinkgeld bekommt, wenn er es schafft, dass sich einer von uns übergeben muss. Er hat dann alles dafür gemacht, dass wir solange wie möglich kopfüber sind. Schlussendlich wurde es leider niemanden schlecht genug. Es war wirklich lustig, da es die letzte Fahrt an dem Abend war. Normalerweise dauern Fahrten nur zwei oder drei Minuten, aber uns hat er fast zehn Minuten lang kopfüber durcheinandergewirbelt.



Tetyana, VWL

I was there once and I thought that the pig race was quite fun. I think it is nice for children and local people as they get to see new inventions for farming and all the animals. You can try things, have fun, go wine and cheese tasting and get to know new people. For students, I think, it is only fun if you are going with a group of friends. Most people come from all over Switzerland and not only St. Gallen or the university.



Nadja, MUG

Ich glaube die Olma ist etwas sehr Traditionelles in St. Gallen. Als Studentin habe ich bemerkt, dass sich die Leute hier immer darauf freuen. Dieses Jahr war sogar schon das 75-jährige Jubiläum. Viele treffen sich dort am Abend mit Freunden, um etwas trinken zu gehen. Ich glaube, sie ist sehr ähnlich wie die Bea in Bern mit ihren Ausstellungen. Mir persönlich sagt die Olma nicht besonders stark zu, da mich die Produkte, die da angeboten und ausgestellt werden, noch nicht ansprechen. Aber vielleicht ändert sich dies in ein paar Jahren. Für mich, in meinem Alter, ist die Degustationshalle am wichtigsten.



Sandro und Martina, BWL

Die kleinen Ferkel sind für uns das Highlight der Olma, zusammen mit dem Schweinerennen. Die Schweinchen sind immer in der Halle, in der auch die Kühe, Schafe und Hasen sind. Da haben wir sie mit ihrer Mutter gesehen und fanden sie sehr süß. Die Degustationshalle gefällt uns nicht so sehr. In der Halle kann man sich einfach nicht bewegen. Sogar unter der Woche sind viel zu viele Leute da, sodass fast kein Durchkommen ist.



Fabian, Assessment

Ich komme aus St. Gallen, deswegen war ich bis jetzt jedes Jahr an der Olma und habe auch jedes Jahr eine Dauerkarte. Meistens gehe ich einmal an die Messe selbst und vier oder fünf Mal in die Hallen vier und fünf. Als ich kleiner war, bin ich auch mit meinen Eltern auf die Fahrgeschäfte auf dem Jahrmarkt gegangen, auch wenn die sehr teuer sind. Das Schweinerennen ist für mich Geldmacherei. Wenn man da zuguckt, dann wettet man auch, sonst ist es langweilig. Wirklich etwas gewonnen habe ich da aber noch nie; trotzdem wette ich jedes Jahr auf ein Schwein.



Bryan, BWL

Die Olma gehört zu der Stadt wie der FC St. Gallen, das Openair und die HSG. Man trifft an der Olma Leute, die man schon lange nicht mehr gesehen hat, oder lernt neue kennen. Unbedingt muss man einmal beim Schweinerennen dabei gewesen sein und eine Bratwurst, natürlich ohne Senf, geniessen. In den Hallen vier und fünf kann man einen lustigen Nachmittag oder Abend mit Freunden verbringen.



Die neue (S)HSG-Perle in der Stadt

In der Stadt entsteht ein 700m² grosser Co-Working-Space. Das Projekt soll Arbeitsplätze generieren und den Austausch zwischen Studierenden und Vereinen fördern. Yannik Breitenstein (Vizepräsident SHSG) hat uns darüber aufgeklärt.

Yannik, wie muss man sich einen Co-Working Space vorstellen?

Vereinfacht gesagt ist das eine neue Form des Arbeitens, welche zu Beginn vor allem auf Startups und Freelancer ausgerichtet war. Mittlerweile gibt es auch Co-Working Space Angebote innerhalb von Grossunternehmen, als alternatives Arbeitsszenario zum klassischen Office. Den grössten Impact erreicht man, wenn sich Personen aus verschiedenen Branchen und Firmen in solchen Arbeitsumgebungen treffen, um Ideen, Erfahrungen und Know-how auszutauschen und so eine aktive Community bilden.

Auch der geplante HSG Co-Working Space greift diesen Community-Gedanken auf. Er soll zugänglich sein für Studierende aller Stufen, die Institute und Mitarbeiter der Universität, teilweise auch für die Öffentlichkeit und somit den kooperativen und interdisziplinären Austausch fördern. Es wird daher vor allem Einzel- und Gruppenarbeitsplätze geben.

Woher kommt die Idee, einen solchen Co-Working Space an der HSG zu gründen?

Letztes Jahr hat das Studentenparlament (StuPa) die Strategie des Vorstandes abgesegnet. Ein Teil der Strategie hat auf die Verwendung der verfügbaren finanziellen Mittel der SHSG abgezielt, man hat also nach Projektideen gesucht. Hans Jörg Baumann, Leiter Immobilien der Universität, hat uns auf einen Raum an der Müller-Friedberg-Strasse hingewiesen, für welchen noch kein Verwendungszweck definiert war. Nach ersten Gesprächen durch den Vorstand 16/17 war die Idee eines Co-Working Space geboren.

Welche Meilensteine wurden bisher erreicht?

Die Eingabe der Projektidee ins StuPa erfolgte im Frühling. Das Parlament

wie auch das Rektorat haben uns darin bestärkt, das Projekt weiter zu verfolgen. Bereits im letzten Mai wurde ein Grobkonzept erstellt und das Baugesuch eingereicht. Die Baubewilligung haben wir im Oktober erhalten. Zusätzlich haben uns das Rektorat und das StuPa im Oktober die nötigen Gelder zugesprochen.

Wie geht es jetzt weiter?

Baubeginn wird bereits Mitte November sein. Wir arbeiten auf das Ziel hin, den Raum am 1. April 2018 eröffnen zu können. Parallel dazu muss ein Nutzungsreglement erstellt werden. Die Universität ist verantwortlich für den Innenausbau, die Studentenschaft übernimmt primär die Ausgestaltung und Einrichtung des Raumes. Das SHSG Kernteam besteht heute aus vier Parlamentariern. Ich möchte nun schrittweise mehr Leute einbeziehen, sodass alle möglichen Wünsche und Bedürfnisse der Studenten ins Projekt einfließen können.

In welchen grösseren Kontext lässt sich dieser Co-Working Space einordnen?

Das Mission-Statement der SHSG lautet: «Improving the quality of studies through representing students and providing services», besteht also aus Interessenvertretung und Dienstleistung. Wir sehen diese Begegnungszone daher als wichtige Dienstleistung für die Studierenden und erhoffen uns auch, dass wir damit die Vernetzung der Vereine vorantreiben können.

Gleichzeitig passt der Co-Working Space gut in die «HSG Roadmap 2025» der Universität, als Beitrag zu einem inspirierenden und befähigenden HSG-Campus. Es ist ein weiterer Schritt, den die Uni in Richtung «Stadt» macht. Insofern ist das ein gutes Leuchtturm-Projekt mit Ausstrahlungscharakter.

In welchen Räumlichkeiten wird der Space untergebracht sein?

Wie wird er aussehen?

Im Gebäude an der Müller-Friedberg-Strasse 6/8. Die Büroflächen werden schon länger von der HSG gemietet und vom Institut für Wirtschaftsinformatik genutzt. Der Standort wurde umgebaut und im Mai 2017 neu eröffnet. Nun beherbergt das Gebäude verschiedene HSG-Forschungsstellen – und bald auch den Co-Working Space!

Der Raum soll so aussehen, wie die Studenten es sich wünschen. Mit dem oben erwähnten SHSG Kernteam werden bereits grundlegende Entscheide erarbeitet. Zu einem späteren Zeitpunkt kommt dann ein Kurator oder eine Kuratorin ins Spiel. Auch wenn der Raum eröffnet ist,

wollen wir stets auf das Feedback der Raumbenutzer eingehen können. Wir wollen bewusst nicht, dass der Raum bei der Eröffnung fertig eingerichtet ist. Es soll ein Raum sein, der sich ständig im Umbruch befindet, um auf die sich verändernden Bedürfnisse flexibel reagieren zu können. Wir sprechen daher auch von einem «Raum ohne Geschichte».

Für was ist die/der Kurator(in) genau zuständig?

Wir haben uns im Vorfeld dieses Projekts einige Co-Working Spaces in der Schweiz angeschaut. Man findet verschiedene Ausprägungen. Einige Spaces sind als klassische «Arbeitsplätze auf Zeit» konzipiert. Das andere Extrem sind dann die «Community Spaces», bei denen die Interaktion im Vordergrund steht. Wir versuchen, uns irgendwo in der Mitte zu positionieren. Unser Learning war aber, dass man einen lebendigen Austausch nur erreichen kann, wenn jemand dafür verantwortlich ist. Im «Impact Hub» in Zürich wird dies zum Beispiel durch den «Host of the day» gemacht. Das wären in unserem Fall dann die Kuratoren. Ein genaues Pflichtenheft ist noch in der Entstehung. Eine Kernaufgabe wird aber sicher die Pflege der Community und das Bespielen des Raumes sein.

Wird der Raum 24h betretbar sein?

24/7 wird der neue Tankstellenshop im gleichen Gebäude geöffnet sein. Ganz solange wird man den Raum wohl nicht betreten können. Wir werden uns unter Berücksichtigung der vielfältigen Bedürfnisse aus Studierenden- und Nachbarschaft dafür einsetzen, dass der Raum gemäss den Wünschen genutzt werden kann. Wir überlegen uns zudem konkret, dass jeder beim ersten Besuch eine kleine Einführung absolvieren muss – ähnlich wie beim HSG-Gym. Der Zutritt würde dann über die Legi erfolgen, mit welcher die Tür geöffnet werden kann, auch andere Zutrittssysteme wie über eine App werden zurzeit evaluiert.

Wie viele Leute können gleichzeitig im Raum sein? Steht der Raum auch Personen offen, die nichts mit der HSG zu tun haben?

Die Brandschutzvorschriften schreiben vor, dass es nicht mehr als 150 Personen sein dürfen. Da wir aber keine Party-Location planen, sondern Anlässe wie öffentliche Vorlesungen, Podiumsdiskussionen und andere kulturelle Events hosten möchten, sollte dies ausreichend sein. Die Nutzung durch Studierende steht im Vordergrund. Wir können uns zudem gut vorstellen, dass Vereine wie Orchester oder Theater den Raum für ihre Zwecke nutzen. Im Moment suchen wir

noch nach einer sinnvollen Lösung für den Sommer, wenn nur wenige Studenten den Raum nutzen werden.

Was ist der Mehrwert für die Studierenden?

Ein Co-Working Space gehört nicht zum Grundangebot einer Universität, weshalb wir uns sehr über dieses Kooperationsprojekt mit der Universität freuen. Die SHSG trägt einen Viertel der Kosten, um einen Raum in dieser Grösse und mit diesem Angebot zu ermöglichen. Der Mehrwert liegt ganz klar darin, dass wir Raum schaffen für die Studierenden, welchen es in dieser Form an der HSG noch nicht gibt.

Was erwartet sich die SHSG längerfristig von diesem Projekt?

Das Projekt hat eine vorläufige Laufzeit von 10 Jahren – so lange wird es den Space mindestens geben. Bis dann wird das HSG-Ökosystem mit dem neuen Learning Center und dem Platztor-Campus ziemlich anders aussehen. Wenn der Co-Working Space intensiv genutzt wird, besteht die Möglichkeit das Projekt zu verlängern, immer ausgerichtet auf die Bedürfnisse der Studierenden.

Text

Louis Anselm & Zora Wilkinson

Bild

Pascal Umiker

Raum, in dem der Co-Working-Space entsteht.





Die Vorstände der skandinavischen Studentenschaften und der SHSG.

SHSG Goes North – Eindrücke vom Nordic Forum 2017

Der Vorstand der SHSG besuchte im September dieses Jahres das Nordic Forum in Bergen. Präsident Luca Serratore fasst seine Eindrücke davon zusammen.

Wir haben letztes Jahr Steve Aoki als DJ für unsere Startwoche gebucht, dieses Jahr kommt Galantis als Main Act» – dass man so etwas in einer Selbstverständlichkeit sagt, entfanden wir schon fast als eine Frechheit.

Die Worte kamen von der Eventmanagerin der Studentenschaft der BI Oslo. Viele weitere inspirierende Eindrücke durften wir, der SHSG-Vorstand 2017/18, Ende September am Nordic Forum in Bergen sammeln.

Beim Nordic Forum handelt es sich um eine internationale Studentenschafts-Konferenz, an welcher Vertreter von skandinavischen Business Schools teilnehmen. Zweck des Nordic Forum ist es, dass verschiedene Repräsentanten sich über ihre Organisation und deren Probleme austauschen können.

Insgesamt waren, inklusive SHSG, acht Studentenschaften aus fünf verschiedenen Ländern eingeladen. Vertreten waren beispielsweise die Studentenschaft der Stockholm School of Economics (SSE) oder der Copenhagen Business School (CBS), aber auch solche aus Norwegen und Finnland.

Nun fragt ihr euch sicher, was zum Teufel die SHSG in Skandinavien verloren hat. Es sei an dieser Stelle ein Exkurs in die Vergangenheit erlaubt: Als Dardan Zeqiri (Präsident SHSG 2015/16) vor zwei Jahren an der Graduate Business Conference (GBC) in Shanghai mit einem Vertreter der SSE ins Gespräch kam, stellten die beiden fest, dass die Organisationsstruktur der SHSG mit derjenigen der SASSE (Student Association SSE) sehr ähnlich zu sein. Der Vertreter der SASSE lud darauf hin den SHSG-Vorstand ans Nordic Forum 2015 ein. Und so kam es, dass die Exekutive unserer Organisation die Studierenden unserer Alma Mater am Nordic Forum vertreten durfte.

Aber was euch sicherlich brennend interessiert: Was sind die Erkenntnisse des Nordic Forums? In einigen Studentenschaften gehören die Vereine direkt zur Organisation und müssen alle ihre Budgets beim Vorstand beantragen. In unserer föderalistischen Schweiz wäre das nicht denkbar – und dass unsere über 120 Vereine und Initiativen autonom agieren und sich selbstverwirklichen können, ist eine Stärke der HSG. Al-

erdings ist im anderen System die Wahrnehmung der eigenen Studierenden für die offizielle Vertretung gegenüber Universität und Öffentlichkeit viel stärker. An der SSE liegt die Wahlbeteiligung der Studierenden bei 60 Prozent (vgl. HSG-Wahlbeteiligung mit ca. 10 bis 15 Prozent). Dass die offizielle Vertretung der Studierenden in der skandinavischen Kultur stärker verankert ist, zeigt sich auch an der CBS, wo jedes universitäre Gremium zu 50 Prozent aus Studierenden besteht.

Neben einer kulturellen Reise nach Bergen konnten also viele Eindrücke gesammelt werden, die wir in unserem Daily Business einbringen wollen, um für Euch, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, den Uni-Alltag attraktiver zu gestalten. Erwartet aber bitte nicht, dass Steve Aoki in der Startwoche 2018 ins Ele kommt. Unsere Neon-Party und Makeup-Artistinnen im MeetingPoint sind doch schon ein ziemlich grosser Hit.

Text
Luca Serratore

Bild
SHSG

Wie wird man eigentlich...?

Was machen eigentlich (S)HSG-Alumni heute? In der ersten Ausgabe von «Wie wird man eigentlich...?» erzählt uns Paul Sailer (Vorstand Kultur 2010/2011) über seinen Job als Consultant und was ihm an St. Gallen fehlt.

Mein erster Job

Türsteher und Barkeeper im [ad]hoc und MeetingPoint. In dieser Funktion habe ich viel über Menschen und deren Umgang mit Alltagsproblemen lernen dürfen. Zudem denke ich, dass der Puls einer Universität nirgendwo anders so gut zu spüren ist, wie in den campuseigenen Bars.

Meine Stärken

Belastbarkeit und Ausdauer, Enthusiasmus und Freude an dem, was ich jeden Tag tue sowie empathisches Auftreten und gute Menschenkenntnis.

Meine Schwächen

Selten «Nein» sagen, Ungeduld und aufbrausendes Temperament, wenn die Dinge nicht so laufen, wie ich das gerne hätte.

An einem idealen Arbeitstag

An einem für mich idealen Arbeitstag kann ich in verschiedenen Projekten mit verschiedenen Kunden aktiv das Gesundheitswesen der Schweiz mitgestalten. Dies mache ich jeweils in einem Team mit motivierten und cleveren Teammitgliedern, welche komplexe Probleme in innovative Lösungen überführen.

An der HSG habe ich gelernt

Projekte im Team zu erarbeiten und durchzuführen. Die HSG hat mir eine ausgezeichnete Grundlage gegeben, Probleme zu strukturieren und eine Lösung zu finden. Insbesondere habe ich aber gelernt, dass das eigentlich übergeordnete Lernen nicht in der technischen Anwendung von Instrumenten liegt, sondern in der Ausgestaltung von Beziehungssystemen, der Reflexion über Ziele und Erreichtes und der Fähigkeit, die verschiedenen Komponenten zu verbinden.

Was ich an St. Gallen vermisse

An St.Gallen vermisse ich das unbeschwertere Leben und vor allem die Leute, mit denen ich die beste Zeit meines Lebens verbracht habe. Zum Glück gibt es mit Events wie dem HSG Ball immer wieder Gelegenheit, an die Alma Mater zurückzukehren. Und natürlich darf man das OpenAir St.Gallen nicht vergessen, welches nach wie vor ein Magnet für viele Ehemalige ist.

Neben meinem Studium habe ich...

Durch verschiedene Beschäftigungen rund um die Universität mehr gelernt, als im Studium selbst. Besonders durch die Wahrnehmung verschiedener Rollen auf dem Campus, von Türsteher und Barkeeper im [ad]hoc, zu Vorstand der Studentenschaft und Präsident des Studentenparlaments, bis Trainer und Gründungspräsident des Handballvereins, Aktivmitglied in Chor und Orchester, sowie wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Systemisches Management und Public Governance, konnte ich den aktiven, unternehmerischen Geist der HSG spüren und mitgestalten.

Was mich mein Studium nicht gelehrt hat

Im Wirtschaftsstudium an der HSG habe ich das Toolset für einen erfolgreichen Berufsstart erlernt. Trotz meiner vielfältigen extracurricularen Tätigkeiten denke ich, dass die gesammelten Praxiserfahrungen bei weitem nicht ausreichen, um das Studium als hinlänglich lehrreich für ein ganzes Leben einzuschätzen.

Text
Zora Wilkinson & Louis Anselm

Bild
Paul Sailer



Steckbrief

Name/Alter

Paul Sailer, 27

HSG Abschluss

B.A. HSG BWL, M.A. HSG Unternehmensführung

Position

Senior Consultant, Health Care Advisory

Firma

PwC (PricewaterhouseCoopers)

Tätig in dieser Firma seit

2015

Gewinnspiel

Finde die Lösung zum Rätsel und schicke die Antwort bis am Sonntag, 26. November, an redaktion@prisma-hsg.ch. Unter allen richtigen Einsendungen werden zwei Adhoc-Gutscheine im Wert von je 20 Franken verlost.

Sudoku

Löse das Sudoku und sende ein Foto der Lösung an die Redaktion.

3			2	8		6	
1		7	9			5	8
	6			5			
					9		6
		2	7			4	3
7			6			8	
9	7				4		
	6						
		4	1			2	9

Ein Stück Erinnerung

Die Studienzeit wird mit vielen Emotionen verbunden. David Dreher hat selber einen HSG Pullover designt, welcher dem patriotischen Studenten ermöglicht voller Stolz seine Zugehörigkeit zu seiner Alma Mater zu zeigen.

Die Beziehung der Studierenden zu ihrer Universität ist etwas ganz Spezielles. Mehrere Jahre haben sie an der Universität studiert, sind durch die verwinkelten Gänge des Gebäudes zu ihren Kursen gewandelt und haben zahlreiche neue Freundschaften geschlossen. Dabei wurden viele neue Geschichten geschrieben. Erinnerungen an diese Zeit bleiben noch bis in die ferne Zukunft. Den zukünftigen Kindern berichtet die HSG-Alumna oder der HSG-Alumnus wehmütig von dem spannenden Lebensabschnitt.

hatte ein bestimmtes Bild vor Augen, eine bestimmte Vorstellung davon, wie mein Pulli aussehen soll», erzählt Dreher.

Er machte sich an die Arbeit und entwarf ein eigenes Design. Dieses sollte auffälliger sein und die Zugehörigkeit zur Universität St.Gallen widerspiegeln. Gleichzeitig aber hatte der Pullover bequem und warm zu sein, um gegen das widerspenstige St. Galler Wetter bestehen zu können. Schnell zeigte sich: Die Pullover waren beliebt. Zuerst verkaufte Dreher sie an einige Freunde. Später kamen weitere Interessenten dazu. Die Pullis gibt es in grün, grau und schwarz – mit englischem Aufdruck und leicht verändertem Design.

Bei der Druckart handelt es sich um «Siebdruck». Dabei wird das Design auf eine Platte gezeichnet und daraufhin mit den jeweiligen Farben übergossen.

Das Ziel für Dreher ist ganz einfach: Der Pulli soll als stylisches Erinnerungsstück dienen

und den Studierenden Freude bereiten. «Er soll dir ein Gefühl geben, dass du stolz auf das sein kannst, was du an der Uni erreicht hast», meint Dreher. Mit dem HSG-Shop war Dreher bereits im Gespräch. Ob es einmal zu einer Zusammenarbeit kommt, steht noch offen. Bis dahin erhält der gewiefte Sparfuchs den Pullover von Dreher für weniger Geld, als jenen im HSG-Shop.

Für all jene unter euch, die ein stylisches Erinnerungsstück haben wollen, bietet der Pullover von Dreher eine preisgünstige Lösung. Der Pulli soll bezwecken, dass man seine Uni mit Stolz präsentieren kann. Wenn du ihn trägst werden dich Leute beispielsweise fragen: «Hey, du warst an der HSG?»



Text
Alessandro Massaro

Der gewiefte Sparfuchs kauft sich den HSG-Pulli bei David Dreher. (zvg)



Anzeige

THE GENTLEMEN'S CLINIC

The Gentlemen's Clinic wurde von zwei HSG-Alumni gegründet und ist die erste Lifestyle Clinic der Welt, die sich auf die ästhetischen Bedürfnisse von Männern spezialisiert hat. HSG-Studenten wie auch -Alumni offerieren wir exklusiv 10% Rabatt auf all unsere Behandlungen (bitte bei der Buchung "HSG" nennen), zu unseren beliebtesten Behandlungen zählen:

- Lösungen gegen Haarverlust in jedem Stadium
- Haar- und Bartransplantation
- Laser-Haarentfernung
- Behandlung diät- und sportresistenter Fettpolster

Alle Beratungsgespräche durch unsere Experten sind kostenlos und unverbindlich.

The Gentlemen's Clinic Zurich
Utoquai 39
8008 Zürich

044 5 500 500
zurich@gentlemensclinic.com

www.gentlemensclinic.ch



Mögliche vorher/nachher Ergebnisse bei Haarverlust

10% Rabatt
für alle HSG-Studenten!

Dinge, für die man als Student zu jung ist



Eine Familie gründen

In einem gefüllten Audimax geht meist die eigene Persönlichkeit unter. Man wird, falls man sich nicht regelmässig meldet und dauernd Fragen stellt, zum Teil einer Masse. Du möchtest dich von den anderen differenzieren, weisst aber nicht wie? – Beschaffe dir ein Kind! Mit dem Kinderwagen wirst du den Platz im Audimax noch mehr beschränken, das schreiende kleine Wesen wird die Blicke aller anderen auf dich ziehen. Und wenn du mal eine Auszeit von der ganzen Berühmtheit möchtest, bietet die Uni auch einen Kinderhort an.

Abends zu Hause bleiben

Sei es am Wochenende oder unter der Woche, grundsätzlich gilt: Die Schwachen nimmt's. Über die Hälfte des Semesters ist vorbei, die Winterzeit hat uns auch schon ein Stündchen geschenkt (nein, hat sie nicht), doch für uns HSGler sollte dies keinen Einfluss auf das Nachtleben haben. Wer diese Traditionen nun aber für lächerlich und unerwachsen hält und es bevorzugt, sich einen Familienfilm reinzuziehen, der hat wahrscheinlich auch schon das Essen von übermorgen vorbereitet und ist generell verdächtig. Ob am Meeting Point oder an einer WG-Party – die Winterzeit erlaubt es, eine Stunde früher aufzutauen.



Textil-Taschentuch

Spielt man an der HSG Modopolizei, kommt man früher oder später zur Erkenntnis, dass sich doch einige junge Herren das Anzugtragen angewöhnt haben. Ob jetzt einer oder zwei der Hemdknöpfe lose sind, spielt an der HSG noch keine Rolle, die Aufmerksamkeit sollte auf die Brust gerichtet sein. Steckt in diesem Jackett-Täschchen ein Textil-Taschentuch, mag dies ja noch zum Style gehören. Sobald aber ein solches seinen eigentlichen Zweck erfüllt, ist es dumm gelaufen. Auch wenn es auf den Uni-WCs nur Lufttrockner gibt, ist dies kein Grund ein Stück Stoff als Popel-Tuch zu verwenden.

Gartenarbeit

Assessment, Bachelor oder Master – früher oder später müssen wir alle zu Hause lernen. Und wenn gelernt wird, dann braucht es Pausen. Und wenn es Pausen gibt, dann braucht es eine Beschäftigung. Beispiele: Netflix, ob mit oder ohne Chill, eine Jogging-Runde oder die Zubereitung von Müsli (Flakes vor Milch!). Wer aber an Rasenmähen oder Treppenhaus wischen denkt, der hat das Erwachsenwerden zu ernst genommen. Solche Beschäftigungen dürfen nur durch eine verlorene Runde von Trinkspielen verteilt oder als Wiedergutmachung für eine schmutzige Küche verrichtet werden.



Einen Mittagsschlaf machen

Der Ruheraum ist wunderbar – ein ruhiges Plätzchen, an dem man sich entspannen kann. Wer aber um elf Uhr anfängt zu gähnen, oder sich nach dem Mittagessen verdächtig schläfrig fühlt, der unterliegt dem «ich-bin-zu-alt-um-einen-ganzen-Tag-wach-zu-bleiben-Syndrom». Angebracht ist ein Mittagsschläfchen erst ab siebzig.

Dinge, für die man als Student zu alt ist



Nicht alleine reisen können.

Obwohl man oft das Gefühl hat, die Welt liege einem zu Füßen, sind einige Orte doch etwas weiter entfernt. Doch ob im Bus oder Zug, oder noch angsteinflössender im Flugzeug – das «Mami» kann nun nicht immer dabei sein. Spätestens jetzt sollte man sich auch mal trauen, ein Fortbewegungsmittel alleine zu benutzen. Es ist nur halb so schlimm – versprochen!



Bei Zweideutigkeit in Verlegenheit geraten.

Naja, manchmal denken wir alle ein Stück weiter, als wir sollten. Oder zumindest machen wir es dann, wenn es überhaupt nicht passt. Erwachsene Menschen belassen es aber beim Denken. Wem der Kopf aber immer noch rot anläuft und dazu verdächtig kichert, dem bleibt nur eines: Werde erwachsen, und zwar schnell!



Über den Fussgängerstreifen zu laufen

Alle Kinder lernen: «warte, luege, lose, loufe.» Fussgängerstreifen, auch Zebrastreifen genannt, dienen dem sicheren Verkehr (siehe Zweideutigkeiten). Doch heutzutage, vor allem als Student der HSG, ist dies Schnee von gestern. Um sich Gedanken über gelbe Farbe auf den Strassen zu machen, bleibt keine Zeit. Und was sind schon 10 Franken Bussgeld – eh nur ein Aufrundungsbetrag.

Trainerhosen tragen

Laut Volksmund gehöre man als HSGler zur Elite. Entsprechend wird Klasse, Vorbildlichkeit und Hochmut erwartet. Im Jahr 2017 ist die Diversität und Stilfreiheit zwar (leider) akzeptiert, doch einige Elemente schaffen den Grenzübergang auf den Rosenberg nicht. Corpus Delicti: «Drei-Streifen-Trainerhosen». Wer sich damit in die Öffentlichkeit traut, der begeht ein Verbrechen. Ausser wenn man zum Sport geht – aber dort gibt es extra sogenannte Umkleidekabinen. Anzug – ja; Jeans – passt; Strumpfhose – möglichst nur bei Frauen; Trainerhose – nein. Ende.



Zeitdauer in «Schlafen» messen

Ganz ehrlich, warum? Wie können Studenten, die tagtäglich mit Differenzialgleichungen und Preis-Nachfragefunktionen konfrontiert werden, auf ihrem Instagram-Account posten, dass es nun bis Weihnachten nur noch 116 Mal «Schlafen» dauert. Zwar sind die Festtage schön, aber bitte, bitte verwendet doch einfach einen Kalender.



Zuckerbrot «Back to the roots»

Die Universität geht im Ausbau der Infrastruktur entscheidende Schritte voran. Es gilt, die Lebensrealität der Studierenden weiter zu verbessern. Trinken, Nahrung, einen Lernplatz und eine Möglichkeit, sich nach getaner Arbeit gepflegt ins Nirwana zu schiessen, sind die Grundbedürfnisse eines jeden Studierenden. Dies hat nun auch die Universität erkannt. Dem wird in Form von einer bestimmten Neuerung Rechnung getragen. Im Hauptgebäude und auch im Bibliotheksgebäude wurden unlängst neue Wasserhähne installiert. Die alten waren definitiv unbrauchbar. Deren Lichtschranke verlangsamte die Prozesse des Einfüllens einer Wasserflasche bis ins Unendliche. Nur erfahrene Studierende vermochten mit dem sensiblen Sen-

sor umzugehen und so einen ununterbrochenen Wasserfluss zu erwirken. Neulinge verbrachten dagegen schnell mehrere Minuten vor dem Gerät. Frustrierend und hinderlich war diese Installation. Deren Existenzberechtigung zog sie aus der Absicht, möglichst viel Wasser zu sparen, indem das flüssige Gold nicht einfach ungebraucht den Abfluss hinunterläuft. Leider führte diese exzessive Sparpolitik auch dazu, dass auch den durstigen Studierenden kein Wasser den Hals herunterrinnen konnte. Mindestens nicht in angemessener Frist.

Nun sind gute, alte, klassische, funktionale Wasserhähne installiert worden. «back to the roots», kein Schnickschnack. Einfach eine bewährte Lösung, die sicher den einen oder anderen Kubikme-

ter Wasser dem Abfluss opfert. Dafür aber einen einfachen und gut kontrollierbaren Wasserfluss sicherstellt. Und in der Folge auch einen geregelten Studienalltag garantiert ohne durstige, wartende Studierende. Diese pragmatische Problemlösungsstrategie würde man sich auch bei so manchem anderen Problem wünschen. Auf den Entscheidungsträger der neuen Wasserhahnpraxis stossen wir gemeinsam an, mit einem kalten, frischen Glas Wasser.

Text

Jonas Streule



Peitsche Wie der HSG-Ball meine Nahrungsaufnahme verhinderte

Es ist Mittag. Wie gewöhnlich gehe ich direkt nach meinem Unterricht in die B-Mensa, um einen Platz zu ergattern, bevor ich meinen Teller Pasta abhole. Wo aber jeden Tag Tische, ja sogar Stammtische meiner Freunde standen, stehen nun Pflanzen in grünen Töpfen. Lichterketten hängen vor schwarzen Vorhängen an den Wänden. Ein Schild weist mich darauf hin, dass es oben neben den Türen beim Audimax weitere Sitzplätze gibt. Da ich weiss, wie tollpatschig ich bin, entscheide ich mich zum Food Truck zu gehen, um dort meinen knurrenden Magen zu füllen. Die Alternative wäre im weissen Pulli mit einem Teller Tomatensauce auf dem Tablett die Treppe hochzusteigen.

Als ich ins Foyer des Hauptgebäudes gelange und rechts von mir einen Astronauten und links ein Meer aus Scheinwerfern und Kabeln sehe, verstehe ich nicht mehr, wo ich gelandet bin. Irgendwie gelingt es mir, mich durchzuschlängeln. Doch vergebens: Draussen versinkt der Hof in einem Labyrinth aus kleinen und grossen Zelten, Plastikplanen und dursichtiger Folie. Wie Alice im Wunderland folge ich dem Pfad, und lande auf der anderen Seite – bei der Treppe zur Hauptmensa.

Die Tür ist offen und es riecht nach Polenta-Pizza, doch als ich eintrete und sehe, wie allerlei Helfer mit jede Menge Klebestreifen silbergrauen Karton an den Säulen befestigen, habe ich keine Lust

mehr. Von der Menschenmenge ganz zu schweigen. Irgendwie ist das Adhoc die bessere Option. Auf einmal habe ich gar nicht mehr so Hunger. Auf einmal erinnere ich mich, dass ein Glas Wein pro Tag gesund sein soll. Auf einmal fällt mir auf, dass ich gestern und auch am Montag keines hatte.

Text

Darya Vasylyeva



Gerücht

«Sharing is Caring» bald Vergangenheit?

Wer hätte es gedacht. Die Automatisierung macht auch vor dem Bereich G nicht halt. Mit dem Umbau des Adhoc wird nebst der effizienteren Raumgestaltung auch ein Pilotprojekt zur automatischen Bierausgabe lanciert. Da jeder Adhoc-Besucher durchschnittlich pro Abend 3,6 Liter Bier konsumiert, möchte man mit einem Bierautomaten die «Bierdüsen» entlasten, die aus dem letzten Loch pfeifen. Funktionieren soll dies ganz einfach: Auf einem grossen Touchscreen kann die gewünschte Biersorte sowie die Menge ausgewählt werden. Anhand der auf der neuen Legi hinterlegten Daten wie Körpermasse und Geschlecht wird danach gleich der noch erlaubte Promillewert ausgerechnet. «Sharing is Caring» macht damit leider neuerdings vor den Toren des Adhoc halt, da durch Teilen der erlaubte Bierkonsum hintergangen werden könnte. Um die Schummelei zu unterbinden, werden die Bierdüsen nun zu Bierwächtern ausgebildet, die Bier-Sharing verhindern sollen. In der dreitägigen Ausbildung lernen die Barkeeper das Bier jederzeit seinem Käufer zuzuordnen zu können. Ein weiterer Bestandteil der Ausbildung ist der Kurs im korrekten Erkennen von Lügen bei Rechtspsychologin Revital Ludewig. Das Pilotprojekt soll verhindern, dass nicht wie

bis anhin 27,3 Prozent aller HSG-Porsches den Weg zum Schrotthändler finden. Des Weiteren soll dem unkontrollierten Gewatschel über den Fussgängerstreifen entgegengewirkt werden.

Mögliche Nachteile des Projekts sieht der Bereich G vor allem in einer Abnahme des studentischen Balzverhaltens, da die beschönigende Wirkung aufgrund eines tieferen Bierkonsums kleiner ausfallen wird. Zudem wird durch die neue Aufgabe der «Bierdüsen» auch deren Attraktivitätsfaktor minimiert. Wer flirtet schon gerne mit den Personen, welche einem einen feucht-fröhlichen Abend versauen. Unklar ist aber, ob diese sinkenden Zahlen nicht durch steigende Flirtangebote an die Bierzapfsäule wieder ausbalanciert werden können. Denn auch im digitalen Zeitalter gilt weiterhin, wer oder was Bier ausgibt, wird gerne mit Date-Angeboten überschwemmt. Das dynamisch-kurvige Design der vorgesehenen Bierzapfsäule wird diesen Effekt sicherlich noch verstärken.

Text

Melania Klaiber, Frédéric Baur



Impressum

Herausgeberin

prisma – Das HSG-Studentenmagazin
Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen
Telefon 071 224 79 04
E-Mail redaktion@prisma-hsg.ch

Druck

Galledia AG, Burgauerstrasse 50, 9230 Flawil
Telefon 058 344 96 96
E-Mail galledia@galledia.ch

Hinweis Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin

Chefredaktor

Fabian KleeB
Ressortleiter Frédéric Baur, Melania Klaiber,
Johannes Matt, Jonas Streule
Layout Patrick Buess

Anzeigen und Abonnemente

Berl Gubenko
Telefon 078 941 33 88
E-Mail vertrieb@prisma-hsg.ch



**KEEP
CALM
AND
JOIN
PRISMA**

WWW.PRISMA-HSG.CH/MITMACHEN